Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 112 (1971)

Artikel: Die Quelle
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033665

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Quelle

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Ein Mann geht durch die Nacht. Mit jugendlichem Schwung schreitet er die ansteigende Straße hinauf, trägt eine dicke Mappe unter dem Arm. Die bleiche Mondsichel wartet hinter fahrenden Wolken, bis sie wieder ein zerfetztes Loch findet, um die ruhende Erde mit ihrem schwachen Licht zu bestreichen. Der Mann geht auf ein behäbiges Bauernhaus zu, dessen Umrisse im Dunkel wie ein drohender Schatten zu erkennen sind. Eine Jacke, die der junge Mann über die Schulter geworfen hat, bedeckt zum Teil sein buntfarbiges Hemd. Wilde Strubbelhaare lassen seinen Kopf übermäßig groß erscheinen, und ein schwarzer Bart wuchert in seinem Gesicht.

Auf den Gummisohlen seiner ausgelatschten Tuchschuhe kann er lautlos über die Steinplatten gehen. Vorsichtig drückt er auf den Türgriff und sucht dann zwischen den Geranienstöcken vor den Kellerfenstern nach dem Schlüssel. Er geht zwischen Haus und Stall hinauf zur Hintertüre, die auch geschlossen ist, und wo er wiederum vergeblich nach dem Schlüssel sucht. Der Lichtschein aus zwei Fenstern im zweiten Stock wirft helle Vierecke auf das Gras der ansteigenden Matte. Unwillig wirft er die Mappe und seine Jacke hin und geht rückwärts hinauf, bis er über dem Vordächli die beleuchteten Fenster sehen kann. Einige Zeit bleibt er unentschlossen stehen, dann geht er auf den hohen Birnbaum zu, klettert behend hinauf, bis er ebenaus in das Zimmer hineinsehen kann. Dort, unter dem Licht der Lampe, sitzt auch ein Strubbelkopf, aber sein Haar ist an den Schläfen grau und Silberfäden schimmern in den Locken.

Das Haupt über ein weisses Papier gebeugt, dessen obere Hälfte mit Schnörkeln bedeckt ist, sitzt der Mann am Tisch, den Stift gezückt, verharrt er lange, ohne zu schreiben. Dann hebt er seine Hand, streckt und bewegt seine Finger, betrachtet sie, als ob er sie zählen, mit ihnen rechnen wolle. Mit einem Ruck erhebt er sich, nimmt das Blatt vom Tisch, geht hinüber zum Klavier und beginnt leise zu spielen. Ebenso unvermittelt unterbricht er sein Spiel, geht eilig auf seinen Platz zurück und fängt eifrig zu kritzeln an.

Der Beobachter auf dem Birnbaum schaut lange Zeit zu, wie sich dieses sonderbare Benehmen wiederholt, dann wird ihm seine verdrehte Stellung auf dem Ast unbequem, und er steigt vorsichtig hinab. Bevor er sich ins Gras fallen läßt, bemerkt er ein eigenartiges Blitzen, einen winzigen Schein im Gras, der plötzlich auftaucht und wieder erlischt. Jedes Geräusch vermeidend geht er darauf zu und entdeckt einen Mann, mit Helm und Gurt am Boden sitzend. «Bist du der Heiri», frägt er ihn, «seit wann bist du hier als Nachtwächter angestellt?» «Wir haben Vieh in eurem Stall», sagt er gelassen, «dann gehe ich gerne, wenn ich spät vom Dorf komme, wir hatten Feuerwehrprobe und haben noch einen Jaß geklopft, mache den kleinen Umweg auf dem Heimweg hier vorbei und schaue in den Stall hinein. Aber wie kommst du um diese Zeit auf den Birnbaum, Ralph?»

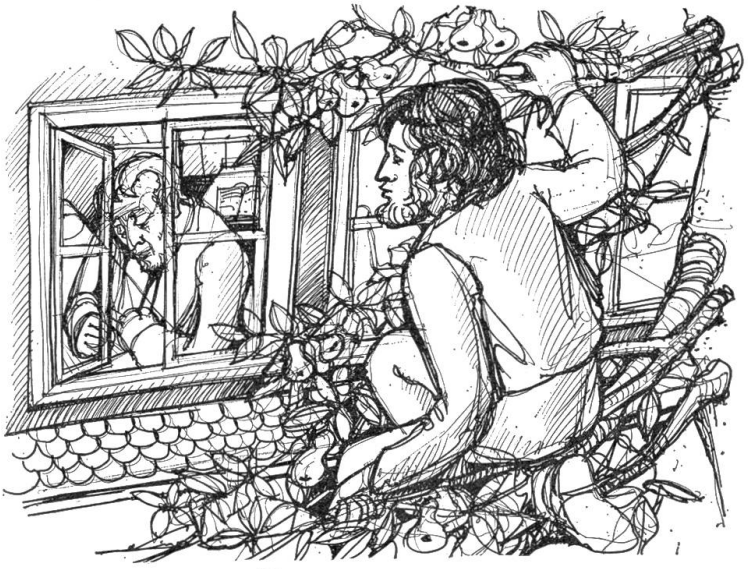
«Wie ich aber seit geraumer Zeit feststellen kann», beginnt Ralph zu reden und setzt sich neben Heiri ins Gras, «betrachtest du nicht deine Kühe, sondern die Türe unseres Hauses.» Etwas verlegen und zögernd meint Heiri: «Wie ich hier vorbeikam, sah ich einen alten Fuchs vorüberschleichen, wollte warten, bis er vom Bach zurückkommt. Aber einen Bartlimann auf dem hohen Ast habe ich nicht erwartet.»

Ralph sucht in seinen Taschen nach einer Cigarette, läßt sein Feuerzeug aufflammen und sagt dann: «Ich glaube, mein Vater ist ein Spinner! Jetzt ist es schon über Mitternacht. Morgen muß er wieder früh aus den Federn, muß in die Schule, hat eine

große Bubenklasse zu bändigen und zu unterrichten, schließlich ist er auch nicht mehr der jüngste. Sitzt erhitzt und angespannt vor seinem Blatt und komponiert. Was bringt ihm das ein? Wer zahlt ihm diese Überstunden? Was kümmert das die Leute am 1. August, ob ein altes oder ein neues Lied auf dem Dorfplatz gesungen wird. Wer hört da heutigentags schon zu!»

Bedächtig wendet Heiri seinen Kopf, versucht mit seinem Blick in der Dunkelheit die Augen seines Nachbars im Gewirr der schwarzen Haare zu finden, zögert und überlegt und sagt dann: «Wenn schon Spinner, dann gewiß nicht dein Vater, eher schon sein Sohn. Du hast dir an der Universität solche spinnige Gedanken einimpfen lassen. Warum läufst du wie ein Fekker herum, wie ein Strolch, mit Haaren wie ein amerikanischer Sektenprediger, mit einem Bart, der schon seit langem keinen Kamm und keine Schere mehr verspürt hat und auch kein Wasser. Ich an deiner Statt würde mit dem Wort Spinner nicht so freigebig umgehen. Und wir hier auf dem Land, wir im Dorf, wir freuen uns an den schönen Liedern deines Vaters, sind stolz, daß wir einen Dichter und Musiker haben. Aber auf Vaganten und Revoluzzer sind wir gar nicht stolz. Wir würden solche gerne ins Pfefferland wünschen oder mit Rattengift vertilgen.»

«Gut gebrüllt», höhnt Ralph, «tapfer bist du auch noch, Herr Nachbar, mir das so mitten ins Gesicht zu sagen. Aber von der neuen Zeit, von dem was jetzt, in letzter Stunde noch zu geschehen hat, davon verstehst du so viel wie deine Kühe von Geometrie». Und bitter fährt er fort, «Gott und Vaterland, das sind eure Worte, mit denen hantiert ihr, wie mit dem Dreschflegel, ohne auch nur einen Gedanken zu fassen, daß die Kernspaltung eine neue Zeit aufgebrochen hat, daß ein Druck auf den Knopf die Welt in Sekunden zerstören kann. Aber eben, denken ist anstrengend!»



Vom Birnbaum aus sieht er den Mann über ein weißes Papier gebeugt.

Heiri schaut unbekümmert zu den zwei Sternen hinauf, die durch ein Wolkenloch herabblicken und meint: «Die neue Zeit ist so viel wert, wie die Menschen wert sind, die in ihr leben. Das habe ich einmal in einem Schulbuch gelesen. Und wir sind die Menschen, die an Gott glauben und zum Bestand des Vaterlandes Sorg haben, mehr wert als Studenten, die ihre Heimat verwüsten wollen und gegen jede Ordnung randalieren. Ich will dir nur soviel sagen, mehr darüber zu reden ist nutzlos. Ich werde dich nicht, und du wirst mich nicht bekehren.»

«Aber du kannst doch nicht...» will Ralph erwidern. «Still», sagt Heiri, «ich höre Schritte.» Leichte, beschwingte Schritte sind zu vernehmen. Eine schlanke Mäd-

chengestalt kommt um die Hausecke und geht auf die Haustüre zu. «Das ist Luzia», meint Ralph, «die kommt vom letzten Zug, die hat den Schlüssel. Jetzt kann ich hinein, tschau Heiri, du hoffnungslos veralterter Jüngling, komm gut heim!» «Luzia» ruft er und geht zu ihr hin. Heiri sieht, wie das Mädchen erschrickt. Wie das Licht im Hausgang ihre Gestalt überflutet und dann die zottige Figur ihres Bruders den schönen Anblick verdeckt. Heiri bleibt sitzen, wartet, bis das Licht im Giebelzimmer aufleuchtet. Noch immer bleiben die beiden Fenster von Vaters Schreibstube hell.

In aller Ruhe erhebt sich der junge Bauer, nimmt noch einmal das mächtige Haus in seinen Blick und geht dann ebenaus, über die weite Matte, auf das Gehölz und den Bach zu, heim ins Verisbühl.

Von einem neuen Lied und einem bösen Brief.

In der mittäglichen Junihitze kam Oswald schwitzend die Straße hinauf. Ein munterer Sechtkläßler trug ihm zwei Bünde Hefte, die er zum Korrigieren heimbringen mußte. Oswalds Familie in der Rekkenmatt wartete geduldig mit dem Essen, denn er kam immer zu spät. Nach Schulschluß mußte er unbedingt noch mit dem und jenem reden. Auf dem Heimweg traf er Mitglieder des Kirchen- oder Männerchors und konnte nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte mit ihnen zu sprechen. Meistens war er sehr erstaunt, wenn bei seinem Eintreten in die Stube der große Zeiger an der Wanduhr schon wieder im Aufstieg war. Aber die Schüler, die ihn heimbegleiteten, waren nie unzufrieden, denn er verstand kurzweilig zu erzählen und wußte unermeßlich viel Interessantes zu berichten. Auch war es für jeden Buben eine Ehre, mit dem Herrn Lehrer in die Reckenmatt hinaufzugehen.

«Warum hast du auch nicht den Rock ausgezogen?» frug ihn seine Frau, da er ins Haus kam, «du schwitzest ja wie ein Dampfhafen!» «Ei, das habe ich vergessen, hab's nicht gemerkt, wir haben von Afrika gesprochen, mein Begleiter und ich, dort ist es meistens sehr heiß. Übrigens guten Tag, liebe Frau, guten Tag Luzia, wo ist Ralph?» «Er ist in den Wald, hat Wurst und Brot und Äpfel mitgenommen», gab die Mutter Bescheid. Und Luzia fügte schnippisch bei: «Es sei zu heiß zum Studieren in dieser alten Hütte ohne Klimaanlage.» «Gott sei Dank», seufzte Oswald und setzte sich in den hochlehnigen Großvaterstuhl oben am Tisch und begann das Tischgebet. «Warum Gott sei Dank», fargte Luzia, «wegen der Klimaanlage?»

Der Vater schaute lächelnd seine Tochter an und meinte: «Gott sei Dank, daß er gegangen ist. So können wir doch gemütlich beisammensitzen. Ich freue mich auf die große Schüssel Salat und etwas Kräftiges unter die Zähne. Wann bist du heimgekommen, Luzia?» «Mit dem letzten Zug, du hast das Licht brennen lassen in deiner Schreibstube», gab das Mädchen zurück. «Du hättest ja löschen können, wenn du so spät hinaufgegangen bist», meinte er. «Ich wollte auch», sagte Luzia, «habe leise die Türe aufgemacht und nach dem Schalter gegriffen. Aber du warst noch drinn. Ich wette, du hast mich nicht gehört.»

Während der Vater tüchtig zugriff und mit Messer und Gabel hantierte, sagte er, «ich habe etwas ganz Feines und Zartes gehört diese Nacht, eine Melodie, sauber und klar, kein Lied wie ein kühler Morgenwind. Das durfte ich nicht verschlafen und zerrinnen lassen. Ich habe sie aufgeschrieben. Nach dem Essen mußt du es singen mit deiner hellen, herben Stimme, Luzia.»

Die Teller wurden hinausgetragen und die Tassen für den Kaffee serviert. Diese kurze Spanne Zeit genügte, den Vater in seinem Stuhl einnicken zu lassen und ihn in einen sanften Schlummer hinüber zu befördern. Luzia verschwand lautlos in die Küche. Frau Dorothee blieb bei ihrer Tasse sitzen und träumte wachen Sinnes von alten Zeiten. Sie dachte darüber nach, wie sie vor langen Jahren als junge Frau hierher auf die Reckenmatt gekommen war, zu dem starrköpfigen Schwiegervater, der wie ein König über sein Land regierte. Gegen den Willen ihrer Eltern in dieses große

alte Haus eingezogen war, weil Oswald den kurz vorher verwitweten Vater nicht fremder Leute Hilfe überlassen wollte. Sie hat ihrer Liebe gehorcht und diese hat alle rauhen und harten Schalen gesprengt. Die Kinder sind aufgewachsen, Wolfgang, der seinen Namen aus Verehrung für den großen Komponisten Mozart bekam. Dann in ihres Mannes Fußstapfen getreten ist und Handelslehrer wurde, ein Militärkopf und Quadratschädel wie sein Großvater auf der Reckenmatt. Eine Frau geheiratet hat, so zart wie eine junge Birke, ihr das unfaßliche Glück dreier herziger Großkinder gebracht hat. Und jetzt wohnen sie so weit weg.

Rudolf kam ihm nach, als Bub den Kopf voller Fragen, die sie nie alle beantworten konnte und mit unbändiger Lebenslust, eine Gefahr für Vögel, Hund und Katz, der einzige, der den Großvater nicht fürchtete. Jetzt nennt er sich Ralph und läßt sich nicht biegen und nicht striegeln.

Ihr jüngstes Kind, Luzia, war kaum drei Jahre alt, da sein Großvater starb, vom Birnbaum gefallen ist. Natürlich wollte er selbst die hohen Leitern stellen, alles mit eigenen Händen verkraften, so tun, als ob er noch jung und stärker sei als alle um ihn. Er muß sich überanstrengt haben beim Aufrichten der schweren Leiter, wird wohl mit letzter Kraft noch hinaufgestiegen sein und für einen Augenblick das Bewußtsein verloren haben, und schon war es geschehen. Mit gebrochenem Rücken lag er im Gras. Ohne ein Wort ging er hinüber in die Ewigkeit, wo er wohl kaum mehr so selbstherrlich und allmächtig kommandieren kann. Luzia war in dieser Zeit ihr Trost und ihre Freude und nachher, da Oswald mit dem gleichen Starrsinn die Rekkenmatt behalten wollte. Wie oft hatte sie ihm gesagt, er solle verkaufen, die hohen Angebote annehmen. Ein Lehrer könne doch nicht ein solches Heimwesen bewirtschaften und für die Kinder, die einmal ausfliegen, brauchen sie doch nicht ein so großes Haus! Immer wieder hatte er ihr gesagt: «Du hast kein Bauernblut in deinen Adern. Du weißt nicht, was mir der eigene Boden bedeutet und mein Vaterhaus.»

Ein Sechtkläßler trug ihm die Schulhefte heim.

Ja, ein verlottertes Bauernhaus. Seit dem Tod seiner Frau hat der Großvater keinen Nagel mehr eingeschlagen und keinen Handwerker im Haus geduldet. Luzia hat ihr geholfen die Tannenböden zu schrubben, die Vorfenster vom Estrich heruntergetragen, geputzt und unter Lebensgefahr eingesetzt, weil alle schief waren und sich nicht mehr einpassen ließen, die Öfen geheizt, über die der Kaminfeger jedesmal alle Zeichen geflucht hat.

Noch lange hätte Frau Dorothee diesen Gedanken nachgesonnen und die Vergan-

genheit durchwühlt, wenn nicht Oswald plötzlich aus seinem Schlaf aufgefahren und erschrocken erwacht wäre. «Du», sagte er, «ich habe tatsächlich geschlafen und einen herrlichen Traum gehabt. Jetzt muß mir Luzia mein neues Lied singen.» Die gute Frau war jedoch noch so sehr in ihrem Sinnen verhaftet und keineswegs dazu aufgelegt, eine Gesangsprobe anzuhören. Sie hatte noch ein schwieriges Problem mit ihrem Mann zu besprechen. «Trink zuerst deinen kalten Kaffee aus. Ich kann dir dann noch warmen nachgießen, Oswald, laß uns doch noch ein wenig beisammensitzen. Du mußt ohnehin noch ein Schriftstück unterschreiben, das heute noch auf die Post soll.»

«Ach, meine liebe Frau», ächzte er, «das eilt doch nicht so. Zuerst muß ich doch das Lied hören. Ohne dies kann ich es nicht ins Reine schreiben. Ich muß doch hören, wie es klingt, nicht nur auf dem Klavier, von einer warmen menschlichen Stimme. Und dann muß ich noch Hefte korrigieren.» Sie ließ nicht locker: «Wenn du mit dem Lied anfängst, dann ist es Abend und Nacht, das weiß ich aus Erfahrung.» Sie zog einen Brief aus der Tasche und legte ihn vor ihn auf den Tisch: «Heute ist der letzte Tag.» «Ach heute ist Samstag, da stempelt der Posthalter auch nicht gerne. Immer bringst du mir im ungünstigsten Augenblick solches amtliches Zeug. Ich mag jetzt nicht. Laß mich im Frieden. Ich habe eine Melodie im Kopf.»

Mit einem gütigen und verständnisvollen Blick, aber mit Strenge in der Stimme sagte die Frau: «Aber du mußt!» Ob dieser Bestimmtheit erstaunt und fast gar erschrocken gab er nach, nahm den Brief in die Hand und hörte willig seiner Frau zu, die ihm erklärte: «Er ist von der Bank, dieser Brief. Der Verwalter hat eigenhändig unterschrieben. Er schreibt höflich aber deutlich, und du kannst auf der Abrechnung auf Franken und Rappen genau nachzählen, wieviel Zinsen du für deine große Schuld bezahlen mußt. Das frißt uns jeden Monat ein gutes Stück von deiner Besoldung weg. Zuerst hast du Geld aufgenommen, um das Haus zu renovieren, dann hast du deinen Schönheitssinn wuchern lassen. Jedes Kind mußte selbstverständlich studieren. Das ist mir recht, sie haben Gott sei Dank Talent dazu. Unterdessen ist die Schuld gewachsen. Natürlich der Wert des Bodens auch. Aber wenn man nie etwas davon verkauft. Vom Pachtzins, den dir der Verekund bezahlt, kannst du die Bank nicht befriedigen. Das ist nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das kann so nicht weitergehen, sonst verkauft dir die Bank deine Reckenmatt zwangsweise. Letztes Jahr war der Posthalter da, auch der Viehhändler, dies Jahr sind es, glaube ich, fünf oder sechs, die dich gebeten haben, ihnen einen Bauplatz zu verkaufen. Du hast sie mit einem Glas Wein bewirtet, ich habe noch Käs und Brot gebracht und dann hast du sie fortgeschickt und gesagt, du bringest es nicht übers Herz.»

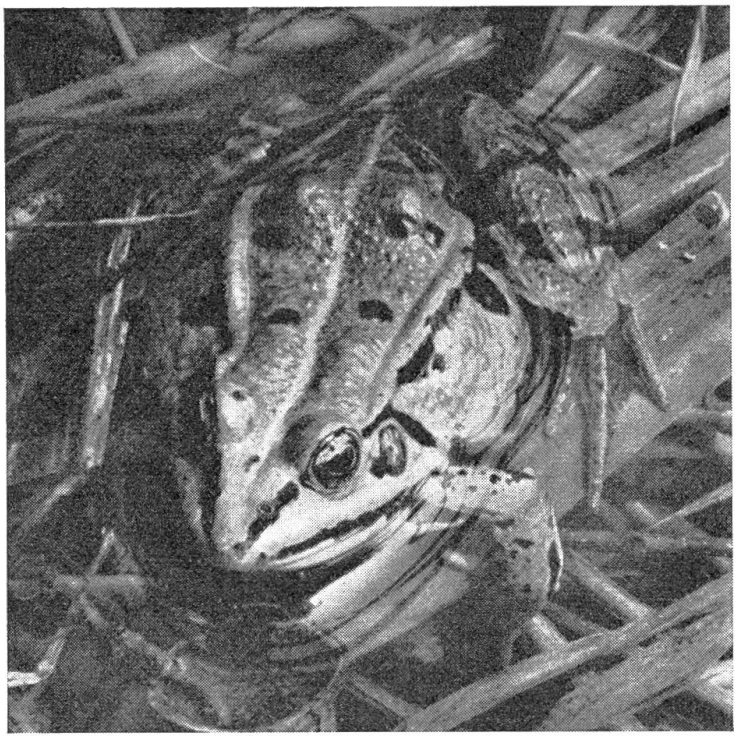
«Du redest wie ein Advokat, Dorothee, wie ein ausgewachsener, ausgebildeter Rechtsverdreher». Oswald hatte indessen seine Brille auf die Stirne geschoben und die Zeilen des Briefes überflogen und begann nun wieder: «Was ich nicht begreife, ist deine Ängstlichkeit bei solchen Dingen. Ich sehe kein Wort, das eine Mahnung oder Drohung bedeuten könnte und auch kein bestimmtes Datum, das für die Antwort verlangt wird. Meine liebe und gute Frau, du irrst dich. Jedes offizielle Schreiben jagt dir einen Schrecken ein und darum liesest du aus harmlosen Sätzen einen ganz falschen Text. Übrigens grammatikalisch könnte dieser Verwalter noch einiges von mir lernen. Ich habe große Lust, diesen schlechten Aufsatz mit Rotstift zu verbessern. Luzia!» rief er, «Luzia, komm einmal her, du gehst ins Gymnasium in die vierte Klasse, lies diesen Satz, da stehen mir die Haare zu Berg.»

Und wie er Luzia am Arm fassen konnte, erhob er sich und ging auf die Türe zu, ließ seine Tochter nicht mehr los und verschwand mit ihr in seine Schreibstube hinauf.

Frau Dorothee, auf ihrem Stuhl sitzend und dem Weinen nahe, konnte ihren Mann spielen und ihre Tochter singen hören. Aber die neue Melodie fand ihr Gefallen nicht.

Wie einem alten Streit in die Glut geblasen wird.

Wochen später, Ralph war wieder an der Universität in Zürich und Luzia in der Stadt, wo sie bei ihrem Großonkel wohnte, kam an einem schulfreien Nachmittag der Bauer vom Nachbarheimen «Verisbühl» in schwarzen Hosen, weißem Hemd, die Weste mit goldener Uhrkette offen, mit Kragen und Kravättli und sogar mit einem so breitrandigen schwarzen Hut auf dem Kopf auf das Haus Reckenmatt zu und fragte, ob der Herr Lehrer zu sprechen sei. Frau Dorothee begrüßte diesen seltenen Besucher freundlich, führte ihn in die Stube und fragte, ob sie ihm etwas zum Trinken bringen könne. Ein Möstli wäre ihm recht, meinte er, aber von eigenen Birnen werde das auf der Reckenmatt nicht möglich sein, da sie ja die Mosttrotte nur noch als Museumsstück gebrauchten. Sie entnahm aus diesen Worten, daß Verekund, der Pächter ihres Bodens, ziemlich übelgelaunt sei und bot ihm einen guten alten Wein an. Ohne den Mund unter seinem Schnauzbart recht aufzutun, murrte er, damit könne er auch einverstanden sein, trinken soviel er wolle und aufhören, bevor er sturm im Kopf sei.



Auch der Wasserfrosch freut sich am Naturschutzjahr.

Wie eine flinke Kellnerin bediente ihn Frau Dorothee und holte dann ihren Mann. Der kam unwillig aus seiner Schreibstube herab, in alten verbeulten Hosen, das Hemd weit offen und die Haare in einem wilden Strubbel. «Grüß dich Gott, Verekund», bot er ihm die Hand, «das ist mir jetzt eine Freude, dich wieder einmal in meinem Haus zu sehen. Was verschafft mir die Ehre?» Verekund schaute auf die Frau, die sich inzwischen an den Tisch gesetzt hatte und brummte, er habe etwas unter Männern zu bereden.

Schon wollte sich Frau Dorothee erheben, aber Oswald hielt sie zurück und sagte: «Weißt du, Verekund, wir haben keine Geheimnisse voreinander. Sie darf alles, was hier im Haus gesprochen wird, mitanhören und weil sie nicht schwatzhaft ist, wird sie unser Gespräch nicht stören.» — Dem Bauer wollte dies nicht gefallen. Er rutschte auf dem Bänkli hin und her, suchte nach seiner Pfeife und dem Tabak und redete, während er nun umständlich stopfte, vom Wetter und daß es lange nicht mehr geregnet habe. — Auf diese Weise kam er dann trotz seinem Unbehagen auf sein Anliegen: «Ihr wißt, daß ich nur ausnahmsweise hierher komme, trotzdem ich schon so viele Jahre die Reckenmatt in Pacht habe. Meine Söhne besorgen das und auch das Vieh in eurem Stall. Das bin ich meinem Vater und meinem Großvater schuldig. Ich weiß nicht, ob diese Toten damit einverstanden sind, daß ich je einmal euer Land in Pacht genommen habe. Item, es ist jetzt so und ich halte mich fern.»

Weil Oswald an seine liegengelassene Arbeit dachte, wurde ihm diese umständliche Einleitung zu lange. Er erhob sein Glas und sagte: «Zum Wohl, Nachbar, wir

wollen einen kräftigen Schluck trinken, das löst die Zunge. Ich möchte euch jetzt fragen, seid ihr mit dem Ertrag aus meinem Boden nicht mehr zufrieden, wollt ihr den Pachtvertrag aufkündigen?» Verekund ließ seine Augenlider bis auf einen schmalen Spalt sinken und biß auf sein Pfeifenmundstück. Mißtrauisch schaute er auf die Frau und dann wieder in das Gesicht Oswalds. Der Lauf des Gespräches schien ihm nicht zu gefallen. «Vorläufig geht es nicht darum», sagte er vorsichtig, «zuerst geht es um die Quelle. Du weißt, Oswald, wie unsere Großväter wegen der Quelle, die jetzt uns beiden je zur Hälfte gehört, prozessiert und gestritten haben. Wir, das heißt meine Familie auf Verisbühl, ist damals durch das Urteil ins Unrecht versetzt worden. Von Rechts wegen dürfte kein Tropfen Wasser aus dieser Quelle auf eure Seite fließen, das hat mein Großvater gesagt und geschrieben, mein Vater auch, und ich bin noch heutigentags dieser Meinung. Du weißt es und ich auch. Darum muß davon zwischen uns nicht mehr die Rede sein. Aber wenn du partout deine Frau dabeisitzen lassen willst, muß das jetzt ihr auch einmal zu Ohren kommen.»

Da der Bauer einen Augenblick lang innehielt, fing Oswald langsam zu reden an: «Was von dem unseligen Streit, der seit drei Generationen beide Familien bedrückte, zu sagen ist, weiß meine Frau seit unserer Brautzeit. Darum wollten ja auch ihre Eltern, daß Dorothee nicht hierher in die Reckenmatt komme. So viele Jahrzehnte sind darüber hinweggegangen und ihr habt darum nie, auch im härtesten Winter und heißesten Sommer nie mit Wasser sparen müssen. Immer noch ist der Bach voll übergelaufen, so gut speist die Quelle. Lassen wir doch den Streit ruhen und vergessen wir ihn.»

«So kann nur der reden, der von diesem Unrecht profitiert», sagte Verekund bissig. Mit sanfter und weicher Stimme begann nun Frau Dorothee zu sprechen: «Wenn ich schon dabeisitzen und zuhören darf, möchte ich jetzt eine Frage an Euch richten, Verekund. Wie könnt Ihr eine Ehre darin sehen, um Eurer Ahnen willen, den Streit weiterzuführen? Wie stellt Ihr Euch denn dazu, daß sich unsere Luzia, solange sie hier war und jetzt noch jeden freien Tag in den Ferien, bei Eurem Vieh und in Eurem Stall herumtreibt?»

Während diesen Worten hatte Verekund einen Schluck aus seinem Glas getrunken. Nun stellte er es so hart auf den Tisch, daß der Wein überschwappte und sagte trokken: «In meine Ehre, daß Ihr es wißt, lasse ich mir nicht vom Weibervolk hineinreden. Und was die Luzia angeht, die ist mir schon recht, die soll nur kommen. Ehrlich gesagt, hat sie uns schon ein paarmal eine Arbeit abgenommen und hat nie einen Batzen dafür verlangt.»

«Also», begann Oswald, «unsere Luzia ist euch recht, eure beiden Söhne, der Heinrich und der Andreas, die gefallen uns gut, auch eure Margreth und der Noldi, und euer Vreneli hat gestern meiner Frau beim Beereneinmachen geholfen, das ist doch ein guter Anfang, daß wir auch etwas näher zusammenrücken und Frieden halten können.» Da erhob der Bauer seinen krummen Finger und sagte drohend: «Wenn . . . wenn jetzt nicht durch das, was ich vernommen habe, ein neuer Streit beginnen muß. Ich habe gehört, ihr wollt einen Bauplatz verkaufen. In dem Fall muß das Wasserrecht an der Quelle mit einem neuen Vertrag geregelt werden und dann wird das alte Unrecht gutgemacht werden müssen.»

Oswald stützte sein Kinn bedächtig auf seine Faust und blieb stumm. Seine Frau aber sagte in aller Ruhe: «Ich glaube, darüber haben wir und habt Ihr nicht zu entscheiden, das wird durch das Gesetz geregelt. Jetzt ist all dies viel besser im Gesetzbuch verankert als in früheren Zeiten. Auf alle Fälle werden wir uns vor einem Verkauf oder Vertrag gründlich orientieren lassen.»

Verekund erhob sich ächzend von seinem Sitz und klopfte mit seinen krummen Fingern auf den Tisch; dann richtete er sich auf und sagte in seiner rabauzen Art: «Also wieder Advokaten! Ich weiß jetzt Bescheid. Guten Abend», und ging schnurstracks auf die Türe zu und hinaus.

Wie dem alten Mann ein Licht leuchtet.

Am selben Abend saß Luzia in ihrem Zimmer in Großonkels Wohnung in der Stadt über Bücher und Hefte gebeugt und studierte, ohne auf Lärm und Hitze zu achten, voll Eifer. Sie hörte den alten Mann in der Küche hantieren und konnte sich auf ein gutes und kurzweiliges Nachtessen freuen. Schon dreimal war er an ihre Türe gekommen und hatte gefragt, ob sie bald mit ihrer Arbeit soweit sei. Er hatte sich an ihre Gegenwart gewöhnt und war immer traurig, wenn Lucia am Wochenende heimfuhr.

In einer einzigen Nacht hatte er durch eine Feuersbrunst seine Frau, einen Sohn und eine Tochter verloren. Lange Zeit war er krank und in einer Heilanstalt gelegen. Dann wollte er nicht mehr in jene Gegend zurückkehren, die ihn jeden Tag an dieses entsetzliche Unglück erinnerte. Er hatte seinen Boden, auf dem nur noch die Grundmauern von Haus und Stall übriggeblieben waren, einer Fabrik verkauft. Finanziell ging es ihm ausgezeichnet, aber er war einsam geworden. Die Männer, die er da und dort auf einem Spaziergang oder in einer Wirtschaft traf, hatten nicht viel Verständnis für seine Gedanken und redeten von Dingen, denen er kein Interesse abgewinnen konnte. Seit vier Jahren war Luzia während der Schulzeit bei ihm und hatte in seinem Gastzimmer ihr Zuhause, war unterdessen zu einer blühenden Tochter herangewachsen, mit der er sich mit viel Stolz auf der Straße zeigte.

Er ließ es sich nicht nehmen, für sie zu kochen, immer wieder Abwechslung in den Speisezettel zu bringen und sie dann und wann mit einer Delikatesse zu überraschen. Luzia hatte schon früh bemerkt, daß er in seinem verschlossenen Schrein ein Kochbuch aufbewahrte, das er öfters studierte.

Oswald schaute bekümmert auf seinen starrköpfigen Besucher.

Er kaufte auch nicht nur in den naheliegenden Geschäften ein. Nahm sich die Mühe, auf weiten Gängen seine Spezialitäten zu holen. Luzia wußte aber auch, daß er während ihren Ferien oder den Tagen, da sie daheim war, auf solche Extravaganzen verzichtete und für sich keine Kochkünste produzierte. Abwaschen, Abstauben und mit dem Staubsauger hantieren, schätzte er gar nicht. Luzia sorgte dafür, daß Geschirr und Wohnung stets tadellos sauber waren.

«Wir haben es doch schön miteinander, Luzia», sagte er, da sie sich zum Nachtessen an den Tisch setzten. «Ich freue mich jeden Tag, wenn du da bist.»

«Du bist ein lieber und zufriedener Mensch, Großonkel» gab sie lachend zurück, «der Lärm von der Straße stört dich

nicht, den Benzingestank achtest du nicht, du hast vergessen, daß man ein volles Jahr lang das Nachbarhaus ausgehöhlt und innen neu gebaut hat. Du ärgerst dich nicht, wenn der Nachbar die halbe Nacht Radio, Fernsehkasten und Plattenspieler auf volle Lautstärke dreht, wenn über deinem Kopf Streit ausbricht oder eine Party mit Tanz losgelassen wird. Und wenn die unruhige Nacht vorüber ist und du dein Nickerli machen willst, reissen sie vor dem Haus zum vierten Mal die Straße auf. All das vermag nicht dein Gemüt zu trüben.»

Mit einem gütigen Lächeln saß er dem Mädchen gegenüber und sagte mit einem melancholischen Unterton in der Stimme: «Was sind das für kleine Kümmernisse, dieser Lärm und die Unruhe. Mich hat das Schicksal mit härteren Schlägen getroffen. Ich bin hier, wie in einem Wartsaal. Ich bin nicht für die Stadt geschaffen. Ich warte, bis ich in der Ewigkeit meine Lieben wiederfinde. Da bin ich halt dem lieben Gott dankbar, daß er mir dich geschickt hat. Du kommst mir jeden Tag wie ein Licht durch die Türe, wenn du von der Schule heimkehrst.»

Luzia füllte ihm sein Glas mit Wein und sagte: «Ja, und dann komme ich auf einen Schwink in deine Stube und setze mich schleunigst in mein Zimmer hinter die Bücher und du schleichst auf weichen Sohlen umher, als ob ich ein krankes schlafendes Kind wäre, wagst kaum mit dem Geschirr zu klappern. Ich will dir sagen, was du machst, das stört mich nie, weil ich dich lieb habe. Aber dieser Pop-Fritz nebenan, der kann mich in fünf Minuten aus dem Häuschen bringen.»

«Hier in der Stadt höre ich kaum je ein Wort vom Land, vom Heu und Vieh. Niemand berichtet mir vom Leben, das ich gehabt habe, bevor das Feuer mir alles genommen hat.» «Du darfst jetzt nicht auf trübsinnige Gedanken kommen», entgegnete Luzia, «ich will dir ein Geheimnis verraten, von dem noch niemand etwas weiß, nicht Vater, nicht Mutter, kein Mensch. Dir will ich es jetzt sagen. Ich bleibe über die Sommerferien bei dir. Und ich werde dir nicht nur jeden Abend erzählen, was ich erlebt habe, ich werde dir dazu auch noch Stallgeruch mitbringen aus einem Roßstall.»

Und da das Staunen und die Freude sich über Großonkels Gesicht ausbreitete, begann das Mädchen zu berichten, daß es sich über den Sommer als Stallmagd verpflichtet habe. Eine Reiterin, die an internationalen Springkonkurrenzen teilnehme, habe eine Betreuerin ihrer Pferde gesucht. Es habe mit dieser Dame gesprochen und gleich zugesagt. «Ist das nicht toll?»

Mit einem offenen und einem zugekniffenen Auge freute sich der alte Mann und wollte doch seine ernsten Mahnungen anbringen, vorsichtig und behutsam mit diesen Rennpferden umzugehen, sie seien alle gefährlich, feurig und nervös, und es sei ihnen auch bei bester Laune nicht zu trauen. Aber daß er als erster eingeweiht wurde und daß Luzia den ganzen Sommer über in der Stadt bleibe, das gab Anlaß zu einem Fest. Kuchen holte er aus dem Schrank und ein Weinglas für Luzia, die doch wegen dem Studium nie Alkohol trinken wollte.

Eine neuartige Verlobung.

In der Stube im Haus zur Reckenmatt regierten seit dem Mittag der Staublappen, die Putzmittel, Flaumer und Besen. Das alte Buffet wurde auf Hochglanz poliert, in keinem Winkelchen der Schnitzereien und Lisenen durfte ein Stäubchen liegen bleiben. Die Fensterscheiben wurden gewaschen, gerieben, getrocknet und dann erst noch genau auf heimtückische Schmierstreifen untersucht. Frau Dorothee betrachtete den Boden, die hellen Ahornquader und die dunkeln Nußbaumstreifen mit kritischen Blicken und tunkte ihren Lappen wieder und wieder in die Bodenwichse. Jeder Stuhl, jede Windung der gedrechselten Beine wurde auf Glanz gebracht. Sogar die Ofenkacheln mußten herhalten, jeder Bilderrahmen und auch die alte geschnitzte Madonnenfigur auf der Kommode. Und dann der Tisch mit dem eingelegten Nußbaumblatt, von allen Seiten musterte sie Glanz und Schimmer, obschon das kostbare Tischtuch für ihn schon bereitlag.

Die kleine Gärtnerin bringt die Früchte des Bodens.

Die Julisonne warf ihre grellen Strahlen durch die vier Fenster und die Last ihrer drückenden Hitze. Die Blumen in Gläsern und Vasen neigten ihre Köpfe. Nun mußte noch gekocht, das Kleid gewechselt und frisiert werden. Wo blieb nur die Zeit.

Oswald kam vom Wald her mit Bündeln von Blumen für seinen Naturkundeunterricht, warf einen Blick auf das Resultat der Putzwut und auf seine schwitzende Frau und stieg, ohne ein einziges Wort zu sagen, die Treppe hinauf.

In solchen und ähnlichen Situationen pflegte er seine Beredsamkeit zu zähmen. Er bekam auch an diesem Abend wenig Gelegenheit, große Worte anzubringen. Beim Nachtessen blieb er allein. Dann kamen die erwarteten Gäste, der Posthalter mit Frau, Sohn und Tochter. Frau Dorothee begrüßte sie unter der Haustüre, ihre Frisur war noch im letzten Augenblick zufriedenstellend gelungen.

Die Gäste setzten sich an den Tisch und wurden nach ihren Wünschen gefragt. Eiligst holte Frau Dorothee Tranksame und Gläser und konnte im letzten Augenblick, noch just vor der Stubentüre, ihren Mann überzeugen, daß er umkehren und eine andere Krawatte umbinden solle. Dann durfte auch er an den Tisch kommen und die Familie begrüßen. Die Angekommenen rühmten die heimelige, große Stube. Frau Dorothee bewunderte Sohn und Tochter und so kam bei Gläserklang und freundlichem Reden bald eine heitere Stimmung auf. Der Posthalter überließ die Unterhaltung den Damen, trat dann und wann ans Fenster, bestaunte die herrliche Aussicht über das Tal und in die Berge und wartete scheinbar geduldig, bis sich das Gespräch auf den Zweck seines Besuches lenken ließ. Sein Bemühen, einen diplomatischen Übergang zu finden, mißlang, denn seine Tochter Irma stellte ganz unvermittelt die Frage: «Papa, bevor es dunkel wird, willst du uns jetzt zeigen, wo du bauen willst?» Damit stand sie bolzengrad auf und trat ans Fenster. Ihr folgten die andern und alle redeten gleichzeitig zu den vier Fenstern hinaus. Daran freuten sich die Nachtfalter und Mücken, denn sie konnten so ungehindert in die Stube fliegen und je nach Art um das Licht flattern oder ihre Rüssel in wohlgepflegte Haut stecken.

Was da nicht alles geredet und besprochen wurde. Die Distanz vom Dorfkern, die Sorge um einen ebenen Spielplatz, die Zufahrt zur Garage, der windgeschützte Freiplatz mit Cheminée, eine Pergola, der Luftschutzkeller und die Küchenfenster. Irma, von einem Balkon vor ihrem Zimmer, der Sohn, von einem Tennisplatz, und sie taten so, als ob ein immenser Umschwung bereits in ihrem Besitz wäre.

Da man allmählich wieder an den Tisch zurückfand und zum Glas griff, erhob Oswald seine wohllaute Stimme mit den Worten: «Also, damit von allem Anfang an Klarheit herrscht, ich bin gegen den Verkauf des Bodens, und meine Frau ist dafür.» In diesem Augenblick hätte man die Gesichter rings um den Tisch fotografieren sollen. Dem Posthalter fiel vor Schreck die Zigarre aus dem Mund. Seine Frau legte ihre Hand vor die Augen und stöhnte: «Ach!» «Das ist nun aber das Maximum», rief der Sohn. Und Irma puderte sich indigniert die Nase.

Frau Dorothee warf einen ungewohnt bösen und stechenden Blick auf ihren Mann und sagte beherrscht: «Sie kennen ihn ja, den Oswald. Er muß immer seine Spässe anbringen. Er liebt solche Effekte.» Der Posthalter wischte und blies die Asche seiner Zigarre vom Tischtuch, schaute auf und sagte: «Aber Oswald, wir haben doch von deiner Frau den Bericht und die Zusicherung . . .» den Rest seiner Worte verschluckte das Heulen und Stöhnen eines heranfahrenden Automotors, der just vor der Haustüre nochmals sein wildestes Geknatter erdröhnen ließ. Das Zuschlagen von Autotüren, Schritte vor dem Haus und im Gang waren zu vernehmen und eine kräftige Männerstimme: «Komm jetzt endlich, das ist doch wurst, mach keine Tänze!» Dann trat Ralph in die Stube, zottig und zerzaust. Hinter ihm eine jugendliche Frauensperson in Maxistaubmantel und Minirock, die Haare von der Fahrt im offenen Wagen zerzaust, ein hübsches Gesicht mit feuerroten Lippen, sportlich

schlank, mit einer trotzigen Miene, die eine gewisse Verlegenheit verdecken wollte.

Den Leuten um den Tisch blieb nicht viel Zeit, die Ankömmlinge zu mustern. Ralph kam auf sie zu und sagte: «Das ist ja ausgezeichnet. Alles hübsch versammelt, wie um den Christbaum. Macht gar nichts, wir werden euch nicht lange stören. Ich will nur meinen lieben Eltern meine Braut vorstellen, wir haben uns letzte Woche verlobt. Zur Hochzeit werden handgemalte Karten verschickt, meine Braut ist Graphikerin, heißt Wigi, ist einundzwanzig und aus sogenanntem guten Haus. — Guten Abend, Posthalter, Sie werden mit uns nicht viel Arbeit haben, wir schreiben keine Liebesbriefe. Wir telefonieren. Wigi, das ist meine Mutter! Und das ist mein Haus- und Schulmeister, streng, korrekt, unparteiisch und im Nebenamt Dichter und Komponist.»

Nun endlich bewegte sich die starre Mädchengestalt, kam näher, die Ketten um ihren Hals und auf ihrer Brust begannen im Licht der Lampe zu glitzern, sie reichte der Mutter eine schmale Hand mit langen korallenroten Nägeln und sagte beiden: «Guten Abend, und seien Sie bitte nicht bös, daß wir ohne zu berichten hier hereinschneien. Es war ein plötzlicher Einfall.»

Frau Dorothee war bis in ihr tiefstes Inneres beleidigt, versuchte aber doch an Ralphs und Wigis Hand Verlobungsringe zu erspähen, fand aber keine und spürte darob etliche Erleichterung.

Zum Posthalter gewandt, sagte Oswald: «Leider ist es inzwischen schon etwas dunkel geworden, sonst könnten wir noch hinübergehen auf die Matte.» Der Angeredete erhob sich sogleich, und seine Frau verabschiedete sich eilig von Frau Dorothee. Sohn und Tochter blieben sitzen, wollten anscheinlich diesen Einbruch der stürmischen Jugend in die angestammte Häuslichkeit auskosten. Oswald sah noch im hinausgehen, wie Ralph auf das Buffet zutrat und zwei Gläser herausnahm.

Niemand hatte daran gedacht, die beiden zum Sitzen einzuladen. Wigi zog ihren Staubmantel aus, legte ihn über die Stuhllehne, zeigte so ihr einfaches und nettes Kleidchen, schritt zum Ofen hinüber, befühlte die Kacheln, trat zum Büffet, betastete mit langen schmalen Fingern die Schnitzereien, betrachtete einen kolorierten Stich an der Wand und sagte: «Schön ist das bei euch, eine wunderhübsche Stube, jedes Stück echt und in seiner Art edel. Mein Vater würde sich freuen, in dieser Prachtsstube zu sitzen.» Damit hatte sie schon unbewußt einen feinen Faden zum Herzen der Frau Dorothee gesponnen.

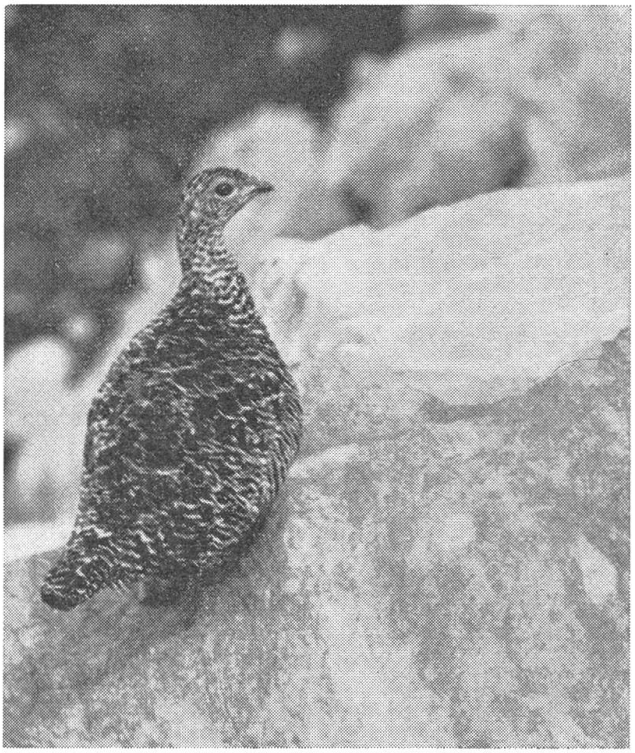


Foto B. Bütler, Horw

Schneehuhn im Sommerkleid im Rugghubelgebiet

«Was studierst du eigentlich an der Uni?», fragte der Posthalterssohn. «Literatur und Journalistik, ein fürchterlicher Stunk», sagte Ralph, «ausnahmslos verkalkte Professoren. Wenn wir nicht in den Seminarien etwas Betrieb machen würden, wäre das nicht zum Aushalten.»

Das Gespräch zwischen den Jungen gab der Mutter Zeit, sich von ihrem Schrecken etwas zu erholen. Noch fand sie keine Worte um zu fragen, ob sie für dieses Fräulein ein Zimmer richten solle. Dabei wan-

derten ihre Gedanken mit Besorgnis auf die Matte hinüber. Sie ängstigte sich, weil Oswald in seinem Zorn wohl imstande war, das Projekt mit dem Bauplatz auffliegen zu lassen. «Mutter, du bist doch sonst nicht so knickerig», sagte Ralph, «wir sind ohne Essen von Zürich hierher gefahren und müssen noch diese Nacht zurück. Wir sind nicht anspruchsvoll, ein Stück Wurst oder Käs und Brot. Du wirst uns doch nicht verhungern lassen.»

Endlich konnte sie sich aus ihrer Starre lösen, konnte etwas tun, aus dieser bedrükkenden Stimmung ausbrechen. Ohne ein Wort erhob sie sich und ging in die Küche. Dort setzte sie sich auf einen Stuhl, schaute mit verlorenem Blick auf ihre gefalteten Hände im Schoß und dachte: «Allmächtiger Gott, bring ihn doch endlich zum Verstand!»

Abwaschen mit Zähneknirschen.

Die Jungen in der Stube unterhielten sich ausgezeichnet. Irma fand Ralphs Bart kolossal und seine schnodderige Art, über die angesehenen Professoren zu reden, maximal. Sie schwärmte für das Hochschulstudium, für die Großstadt, für Reisen nach dem Osten. Ralph beantwortete ihre Fragen wie ein Feuerwerk: «Wer heute wirklich gut schreiben kann, Dichter, Redaktoren, Fernsehautoren, sie schreiben alle für die Liebe. Ausräumen ist heute Trumpf! Die verkalkten, vergangenen, überstandenen Ideen ausräuchern. Schluß mit der verlogenen, korrupten, altväterischen Gesellschaft, eine neue Zeit aufbauen!» Walter, der Posthalterssohn, hörte mit Interesse zu und erlaubte sich die Frage: «Sag mal, Ralph, wie soll die neue Gesellschaft aussehen? Habt ihr eine Vorstellung davon?»

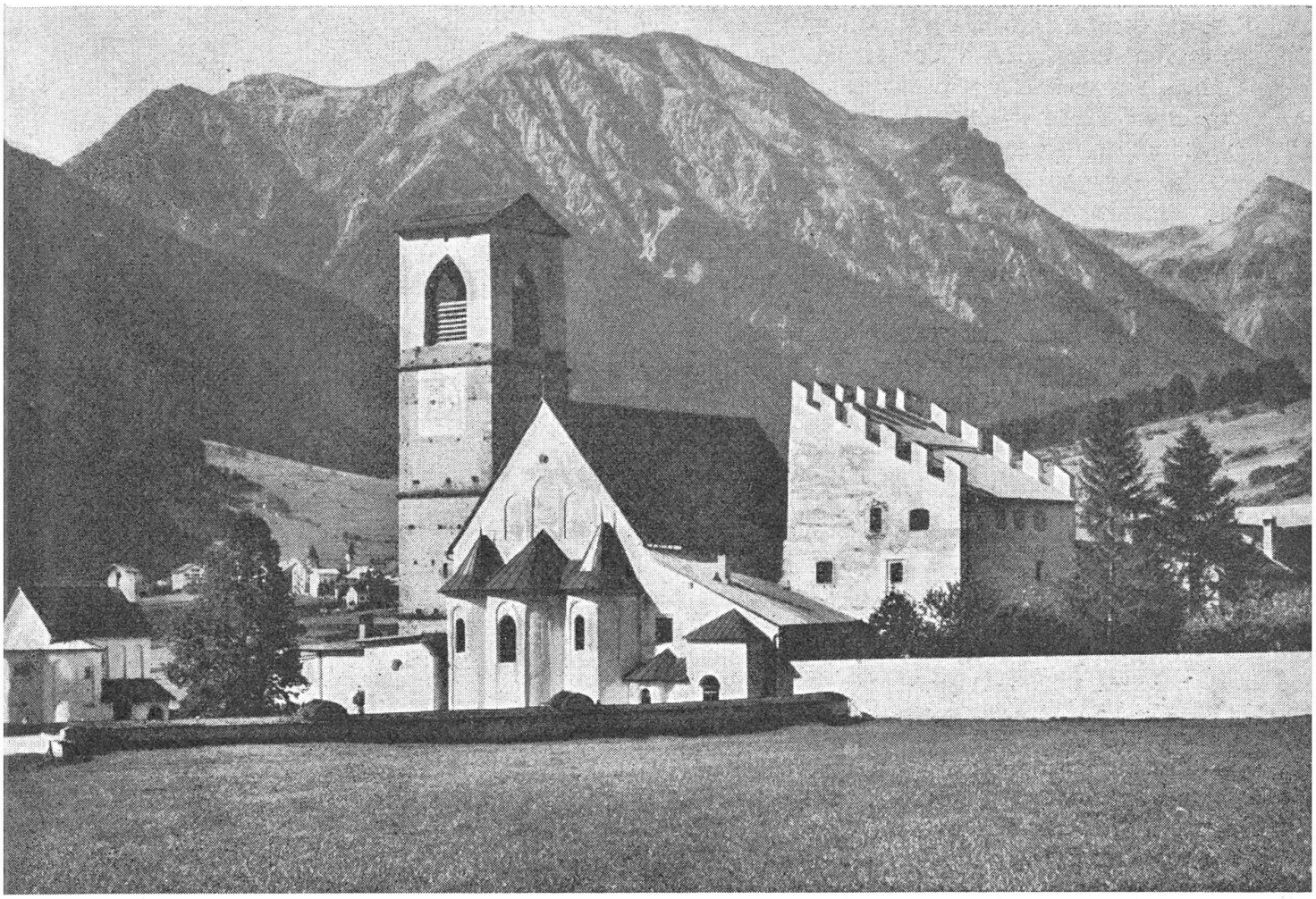
Nun kam Ralph erst recht in Zug. Das sei jetzt noch zu früh, man müsse abwarten, sich nicht von falschen Leitbildern von der jetzigen Aufgabe ablenken lassen, erst müsse einmal ausgeräumt werden. Wigi beteiligte sich nicht heftig an dieser Diskussion. Sie stand auf und ging hinaus, schnupperte und suchte die Küche. Plötzlich stand sie neben dem Herd und fragte: «Kann ich Ihnen behilflich sein?» Frau Dorothee erschrak, schaute voll Staunen auf das Mädchen, musterte es vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: «Ich bin bald soweit», zögerte und meinte, «aber wenn Sie mir aus dem Schrank die Teller und hier aus dem Kasten das Besteck herausnehmen wollen, dort ist das Tablett, das wäre mir recht.» «Sie machen viel zu viel Umstände wegen uns», sagte Wigi, «ich bin mich gewohnt aus Konserven zu essen, zwei Äpfel und ein Stück Brot. In meinem Atelier habe ich nur eine winzige Kochnische, und meist auch wenig Zeit für das Kochen und für die Mahlzeit. Mir wäre es auch recht gewesen, ganz ohne zu essen zurückzufahren, aber Ralph hat ständig einen Bärenhunger.»

Mutter Dorothee machte sich ihre Gedanken. Hundert Fragen fuhren ihr durch den Kopf: Wie lange sie denn Ralph schon kenne, woher sie komme. Sie sprach nicht den echten Zürcher-Dialekt. Wo ihre Eltern wohnen, in welcher Stellung, welchem Beruf? Aber sie ließ kein Wort über ihre Lippen kommen. Darum begann das Fräulein wieder zu reden: «Ich kann kochen. Habe daheim zwei Jahre für viele Gäste gekocht und vielfach ziemlich kompliziert. Fünf Jahre bin ich mit dem Zug in die Schule gefahren und erst seit anderthalb Jahren habe ich mein eigenes Atelier. Sowas ist schandbar teuer und meins ist schrecklich primitiv. Aber in meinem Beruf muß man nahe beim Zentrum sein.»

«So», sagte die Mutter, «jetzt bin ich soweit. Wenn Sie die Teller hineintragen wollen, dann komme ich hinterher.»

Wie die Mutter in so kurzer Zeit die Bauernbratwürste, die Rösti und den Salat so schmackhaft zustande gebracht hat, trotz ihrer wild durcheinanderwirbelnden Gedanken, das ist fast unerklärlich.

Kaum saßen die beiden Verlobten vor ihren Tellern, waren von draußen Rufe zu vernehmen. Der Posthalter rief zum Fenster hinauf: «Walti, Irma, wir gehen! Kommt mit!» Die Mutter rannte zur Türe und wollte sie wieder hereinbitten, aber sie waren schon zur Straße hinuntergegangen und im Dunkeln kaum mehr zu sehen.



Das Benediktinerkloster St. Johann zu Müstair.
Eine Gründung aus dem 8. Jahrhundert, steht im äußersten Südostzipfel unseres Landes in herrlicher Berglandschaft. Die romanischen Fresken in seiner Kirche sind weltberühmt. Gegenwärtig amtet eine Nidwaldnerin, Michaela Scheuber O. S. B. als Frau Priorin.

Nun aber sah die Mutter, direkt vor dem Eingang, einen rassigen Sportwagen stehen, rot, schnittig und auf Hochglanz poliert. Wo hatte Ralph nur diesen teuren Wagen aufgetrieben? Unschlüssig blieb sie stehen, hörte unter den Stimmen der Heimkehrenden Oswalds mitreden, und dachte: «Was hat er nur mit diesen Leuten ausgemacht? Vielleicht hängt jetzt der Bauplatz wieder in der Luft, und er schleicht davon, überläßt mir den Ralph mit seiner Verlobten, geht mit Posthalters, genehmigt noch ein Glas Wein und kommt dann gemütlich den Berg hinauf, wenn alles vorüber ist. Und ich kann und will nicht ja und Amen dazu sagen.» Langsam und vorsichtig schritt sie über die Steinplatten. Kein Wort vernahm sie aus den Stubenfenstern. Sie ging zum Stall hinüber und setzte sich dort auf die Bank neben dem Tenn und wollte für ein paar Augenblicke ihre Kräfte sammeln.

Sie überdachte diesen strengen, langen und unglücklichen Tag und verlor sich in Erinnerungen, die bis in ihre eigene Brautzeit zurückreichten. Sie wußte nicht, wie lange sie schon hier saß, plötzlich sah sie eine schlanke Gestalt näherkommen, erkannte das helle gestreifte Kleid des fremden Mädchens, sah, wie es unsicher und zaghaft näher kam und hörte seine weiche, wohllaute Stimme: «Ich komme, um Ihnen

Adieu zu sagen. Wir müssen zurückfahren, er hat morgen früh Vorlesung, und ich habe dringende Arbeit. Ralph sucht sich in seinem Zimmer noch einige Bücher zusammen, dann fahren wir.»

«Seid vorsichtig in der Nacht», warnte die Mutter. Wigi sagte verlegen: «Wenn wir ein nächstes Mal kommen, dann machen wir es nicht wieder so dumm und ungeschickt. Das verspreche ich Ihnen. Es tut mir sehr leid. Es war als Überraschung gedacht.»

Scheinwerfer leuchteten auf. Der Motor begann zu summen. Ralph wendete den Wagen. Für einen Augenblick glitt grelles Licht über die beiden Frauen hin, in der darauf folgenden Finsternis huschte das Mädchen davon.

Frau Dorothee schaute ihnen nicht nach. Sie vernahm das Knirschen der Räder und hörte, wie das Geräusch des fahrenden Wagens schwächer wurde und sich mit dem Summen und Sausen der Autos auf der Landstraße vermischte. «Möge der liebe Gott sie schützen und behüten», dachte sie, und erinnerte sich der Zeit, da Ralph noch klein war und Ruedi hieß. Wie er jämmerlich weinte, wenn er nicht die besten Noten bekam. Wie er ihr im Garten half und als kleines Kind jeden Abend eine Geschichte von ihr erbettelte. Plötzlich kam ihr die Unordnung in der Stube in den Sinn, die Gläser und Teller auf dem Tisch, aber sie fand keine Kraft, aufzustehen.

Sie hörte ihren Mann die Straße heraufkommen. Schritte eines alten, müden Mannes, der hin und wieder stehen blieb, als ob er nicht zu Atem kommen könne. Und sie fürchtete sich vor dem, was nun beredet werden mußte. Also erhob sie sich und ging ins Haus, begann in der Stube aufzuräumen, hörte, wie die Türe zugeschlagen wurde und Oswald hereinkam und schrie: «Wie ein Saukerl ist er an mir vorbeigefahren. Ich mußte in den Graben flüchten. Wenn die zwei so nach Zürich fahren, dann stehen sie morgen in der Zeitung. So eine Frechheit! Sagt kein Wort und will heiraten, mitten im Studium.» Oswald setzte sich schwerfällig in den großen Lehnsessel und blieb stumm.

«Er verdient nicht schlecht mit seinen Artikeln und Reportagen, mit seiner Schreiberei. Auch hat er sein Stipendium.» «Was, du hilfst ihm noch», schrie Oswald empört, «das hast du immer gemacht und jetzt haben wir den Dank.» Mit Tellern und Gläsern auf dem Tablett trat die Mutter vor ihn hin und sagte: «Nein, ich helfe ihm nicht. Ich bin viel zu müde und zerschlagen. Jetzt, mein lieber Mann, möchte ich dich um etwas bitten. Laß uns nicht im Zorn böse Worte austeilen, die wir beide morgen bereuen. Hilf mir lieber Ordnung machen. Hier und in der Küche sieht es aus, als ob eine Kompagnie zur Einquartierung dagewesen wäre.»

Nach einigen heftigen Atemzügen und einem laut hörbaren Zähneknirschen stand Oswald tatsächlich schweigend auf, holte sich aus dem Büffet einen Stumpen, zündete ihn umständlich an und trug dann die Flaschen und Gläser hinaus. Er half seiner Frau solange, bis Geschirr und Besteck versorgt waren.

Ein Bundesfeiertag mit Donner und Radau.

Die Feier zum Jahrestag der Gründung der Eidgenossenschaft war für Oswald jedes Jahr ein Hochfest. Was das Jahr hindurch im Musikkorps und im Chor geprobt und gelernt wurde, konnte an diesem Abend auf dem Dorfplatz zur Geltung kommen.

Nicht selten waren dies eigene Kompositionen, die erstmals aufgeführt wurden. Lange Abende mit Proben bis zum letzten Schliff gingen dieser Feier voraus. Und da dieser Tag als Höhepunkt der Sommerferien galt, konnte sich Oswald ungeteilt den Vorbereitungen widmen.

Mit dem Knabenchor hatte er seit einigen Jahren große Mühe. Immer mehr kam die Sitte auf, daß die Eltern mit ihren Kindern ins Ausland reisten. Aber Oswald war imstande, die Buben mit den besten Stimmen daheim zu behalten. Er besuchte ihre Eltern und überredete sie, die Ferien zu verschieben. Nicht immer traf er geneigte Ohren. Und doch gelang es ihm auch

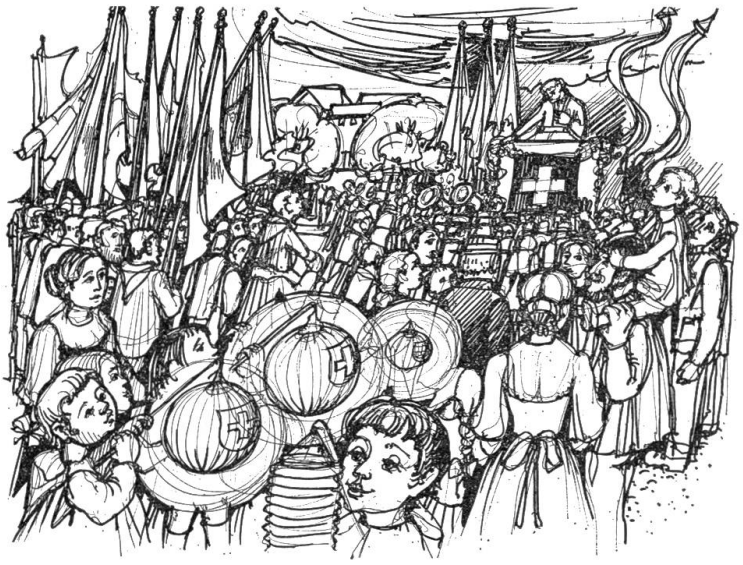
dieses Jahr wieder, einen kräftigen Chor beisammen zu halten.

Mit seiner Trompete und dem Taktstock unter dem Arm schritt er vergnügt die Bergstraße hinab. Ein Glas Weißwein im «Roten Ochsen» galt als Auftakt. Dann formierte sich der Zug. Im Musikkorps schritt er in der ersten Reihe mit und schmetterte seine hellen Töne in die Gasse hinein und an alle Häuser hinauf. Bei den Chören war er Dirigent und lockte aus den Kehlen seiner Getreuen harmonische Klänge hervor.

Stolz flatterten die Fahnen der Vereine im Wind. Am Himmel zog sich ein Gewitter zusammen. Darum wurde die Festrede, entgegen dem gedruckten Programm, vorverlegt.

Mit einem Blick gegen die drohenden Wolken hinauf, betrat der Redner das festlich geschmückte Pult, ordnete seine Manuskriptblätter, zupfte an seiner Krawatte und erhob seine Stimme mit einem Gruß an das Vaterland. «Vaterland, Vaterland, Vaterland, Vaterland», schrien die Halbstarken im Chor. Nach zwei Dutzend Wiederholungen verhielten sie sich wieder still. In der Schar der Zuhörer wurde es unruhig. Der einzige anwesende Polizist bahnte sich einen Weg zu den Ruhestörern hin und begann auf sie einzureden. Mit mächtiger Stimme setzte der Redner seine Ansprache fort. Zeichnete, von weitausgreifenden Gesten begleitet, die Anfänge unserer Geschichte, sprach von den tapferen Helden. «Helden, Helden, Helden, Helden» schrien die Randalierer und zwangen mit dieser lautstarken, unermüdlichen Wiederholung den Redner zum Innehalten.

Die Unmut im Volke wuchs. Frauen flüchteten sich aus der Nähe dieser artfremden Gruppe. Kräftige Männer rückten herzu. Sobald die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt war, konnte die Rede



Der Redner zupfte an seiner Kravatte und begann zu sprechen.

Viel Volk hatte sich vor der erhöhten Tribüne versammelt, Kinder, Frauen und Männer, Bauern von weither und junges Volk, das sich auf die Tanznacht freute. Mitten unter der dicht gedrängten Menge befand sich eine Schar junger Männer, denen noch kein Rekrutenhelm den üppigen Haarwuchs gedrückt hatte. Sie standen in merkwürdigen Kostümen beisammen, in Lederjacken und Bunthemden mit Ketten und Amuletten auf der Brust. Niemand konnte sich besinnen, diese je gesehen zu haben. Sie sahen aus, als ob sie einem Straflager entronnen seien. Die blossen Füße in zerschlissenen Schuhen, hörten gelassen den ernsten Liedern zu und auch dem vaterländischen Marsch. Ihre Hände aber klatschten nicht Beifall.

fortgesetzt werden. Aus der Vergangenheit rückte die Ansprache in die Gegenwart. Der Redner sprach von Kravallen, die Sicherheit, Ordnung und Frieden gefährden: «Diese Äußerungen einer untergründigen Unzufriedenheit, die vom Ausland eingeschleppt und dirigiert wird, kann nicht mit Schweigen übergangen werden.» «Schweigen, Schweigen, Schweigen, Schweigen» riefen die Burschen in ihren Lederjacken, «Schweigen, Schweigen ...» ohne Aufhören, bis ihre Stimmen heiser wurden, dann aber nur noch wüst und wortlos krächzten, war die Geduld der Bürger zu Ende. Einige Männer kreisten die kleine Schar enger ein. Die Zottelhaarigen schlugen mit Fäusten, mit Flaschen. Glas splitterte. Ein Junge aus dem Clan zückte ein Messer und stach wild um sich, ging auf die behäbigen Mannen los. Der Polizist griff in einen Haarschopf und rief mit lauter Stimme: «Legt sie auf den Boden!»

Frauen schrien, Mädchen liefen davon, Buben drängten sich herzu. Der Polizist war überrascht, wie schnell seinem Ruf Folge geleistet wurde. Ein Strubbelkopf nach dem andern verschwand in der Versenkung und schrie wie am Spieß. In wenigen Minuten lag das ganze Dutzend hübsch beieinander auf dem Pflaster. Wenn einer nur mucksen wollte, drohte eine mächtige Faust oder stellte sich ein solider Schuh auf seine Hand oder seinen Leib.

Der Redner wartete, bis sich der Kampf beruhigt hatte. Wies darauf hin, daß dieser aufrührerische Geist bis in unsere friedlichen Lande eindringe. Appellierte an die Wachsamkeit und schloß seine Ansprache mit kurzen markanten Sätzen.

Nach dem Applaus erhob er nochmals seine Stimme und sagte: «Ich möchte noch darauf aufmerksam machen, falls sich hier auf dem Platz jemand befindet, der ärztliche Hilfe braucht, im Gemeindelokal ist ein Samariterposten eingerichtet.»

Das Musikkorps spielte seinen Marsch mit einem Temperament, als ob die Trompeten und Hörner nicht nur die Fensterscheiben der ringsum stehenden Häuser, nein auch ihre Mauern und Fundamente zum Zittern bringen wollten. Bei den letzten Klängen dieser schmissigen Darbietung setzte das Feuerwerk ein, bei dem der bewölkte Himmel der Gemeindekasse eine hübsche Summe ersparte. Blitz und Donner ersetzten die Raketen und Petarden, ein Regenguß prasselte hernieder, der die Leute im Hui in die Hausgänge und Wirtshäuser trieb.

Von einigen streitlustigen Männern unterstützt, führte, zog und trieb der Polizist die klatschnassen Demonstranten auf den Polizeiposten.

Oswald und sein Sohn Wolfgang, der zu jeder Erstaugustfeier heimkam, fanden im «Roten Ochsen» Platz an einem Tisch in der überfüllten Wirtsstube. Sie waren empört über diese Störung der Feier, besonders, weil dadurch das gut vorbereitete Programm gekürzt werden mußte. Wolfgang fingerte immer wieder an seinem aufgeschlitzten Rockärmel und zerrissenem Hemd herum. «Eigentlich sollte ich meinen Tschoppen der Polizei übergeben, als Beweis gegen die Messerstecher», meinte er, «aber es sind ja Zeugen genug vorhanden. Wenn es zu einem Verhör kommt, den Messerhelden erkennt man noch lange an der geschwollenen und blauen Gesichtshälfte. Ich habe ihm die Lust am Messerlen mit zwei währschaften Faustschlägen ausgetrieben. Wie er in den nächsten Tagen mit dem Essen zurand kommt, weiß ich nicht. Das ist voraussichtlich die Aufgabe seines Zahnarztes.»

Die jungen Leute verschwanden in den Tanzsaal. Nach und nach kamen Gläser auf den Tisch, und es wurde kräftig getrunken. Andere wußten auch von tapferen Zugriffen zu erzählen. Die Stimmung besserte sich.

Die Wut über die freche Bande verflog und schlug in ein fröhliches Siegesbewußtsein um. Bis ein alter Meckerer vom Nachbartisch laut herüberrief: «Du, Lehrer, hat dein Bub, der Student, diese Radaubande aufgeboten und hergeschickt? Er ist doch auch einer von dieser Sorte!» Ein Anderer fügte frech hinzu: «Oder seine Braut, die mit dem tollen Wagen. Die hat wohl Beziehungen zu solchen Lausbuben, wie ich gehört habe.»

Oswald erbleichte. Diese Worte hatten eine offene Wunde getroffen. Er wollte aufstehen. Aber Wolfgang hielt ihn zurück und sagte: «Laß mich machen. Bleib still.» Er erhob sich und ging zu dem Spielverderber hinüber, zog einen leeren Stuhl heran und fragte, ob da noch Platz an dem Tisch sei. Er setzte sich hart neben den Spöttler und fragte ihn: «Ist dein Zweitältester entlassen, oder steckt er immer noch im Zuchthaus?» Keine Antwort! «Also steckt er noch drin. Und du kannst gar nichts dagegen tun?» Auf dem Heimweg redeten Vater und Sohn nicht viel. — Wolfgang versuchte, den Vater zu beruhigen. Das Fest war ohnehin verdorben. Das Trommeln auf den entlehnten Regenschirmen war einem gemütlichen Gespräch auch nicht zuträglich. Oswald war erzürnt, daß im Dorf von Ralphs Braut die Rede war, von der er selbst nichts wußte. «Mach dir doch darüber keine Gedanken», sprach Wolfgang. «Erstens wissen die Leute im Dorf immer mehr als jene, die es direkt angeht. Und zweitens war es natürlich Pech, daß ausgerechnet die Familie des Posthalters als Zeugen diesen Einzug der Verlobten ins Vaterhaus miterlebt haben. Auf der Post kommen alle Leute zusammen. Von dort werden ja auch alle Nachrichten verteilt, die gedruckten, die geschriebenen und auch andere.»

In der Stube im Haus auf der Reckenmatt war noch Licht. Und das war gut so, denn Wolfgang brauchte für seine arg mißhandelten Kleider Mutters Nadel und Faden und zur Pflege und zum Verbinden seiner Wunde am Arm ihre oft bewährte geschickte Hand.

Foto Arnold Odermatt, Stans

Frohgesinnte Nidwaldner Trachtenmädchen.

Auf der Suche nach der Wagnerei Zimmerli.

Auf dem Bänkli vor dem Stall sitzt Luzia und putzt Lederzeug. Ihre Füße stecken in groben Schuhen, ihre Beine in schmutzigen verblichenen Röhrlihosen, ein grüngrauer Pullover mit Rollkragen ziert ihren Oberteil, die Haare sind mit einem breiten Band zusammengehalten und dazwischen schaut ein fröhliches Gesicht auf ihrer Hände Arbeit. Kühngeschwungene Augenbrauen wölben sich unter einer hohen Stirne und sonnengebräunte Wangen zeigen eine glatte gespannte Haut und ihre Lippen sind rot auch ohne Lippenstift. Seit drei Wochen bemüht sie sich um die Freundschaft von vier Pferden, von denen jedes seine besonderen Launen hat. Sie hört die Schläge der unruhigen Hufe. Wenn sie zu laut werden, ruft sie ein paar Worte und putzt weiter. — Eine grelle Sonne wirft ihre Strahlen auf sie und auf die bemalten Zäune und Latten, die für das Springtraining weit herum auf dem ebenen Rasen zerstreut sind. Dann fällt ein Schatten auf ihre Füße, auf das Lederzeug, und sie schaut auf.

Ein junger Mann in dunklem Anzug, mit weißem Hemd und keckem Hut, steht nahe vor ihr, ist lautlos über die Matte gekommen und sagt: «Guten Tag, Luzia.» «Ei, schau da der Heiri», staunt das Mädchen, «wieso kommst jetzt du daher. Dich hätte ich jetzt zuletzt erwartet. Grüß Gott.» «Ich suche die Wagnerei Zimmerli, sie muß hier ganz in der Nähe sein. Da habe ich dich sitzen gesehen», meint er und schaut weit umher. «Eine Wagnerei, einen Zim-

merli, die existiert hier in der ganzen Gegend nicht», lacht das Mädchen, «ich bin doch hier schon weit umher geritten, aber so etwas habe ich nie gesehen. Ich glaube, du bist in der falschen Himmelsrichtung gelaufen, so ein Pech.»

«Reitest du?» frägt Heiri erstaunt. Luzia steht auf, streckt sich, steht auf die Zehenspitzen, so daß sie ihm fast ebenhin in die Augen sehen kann und brüstet sich: «Und wie, unter Anleitung eines Trainers und einer berühmten und bewunderten Frau. Das heißt, sie ist ein Fräulein, aber ganz toll.»

«Wie alt ist der Trainer?» frägt Heiri. Luzia versucht, in des jungen Mannes Gesicht den Grund zu dieser Frage zu erfahren und meint: «Das ist schwer zu sagen, 24 ... 32 ... kann auch 38 sein, hat schon Runzeln, wenn er die Nacht vorher schlecht geschlafen hat, aber reiten kann er wie ein Kosak. Komm setz dich doch. Du stehst da wie ein Hagstecken.» Heiri schüttelt den Kopf, tut so, als ob er es eilig hätte und setzt sich dann doch auf das schmale Bänkli. «Hast du es hier streng?» frägt er. «Fürchterlich», jammert Luzia mit ernster Miene, «mindestens viermal am Tag komme ich in Schweiß. Und Feierabend habe ich erst, wenn der Knecht von der Wirtschaft heimkommt. Großonkel muß oft das Nachtessen stundenlang warmhalten, der Arme.»

«Dann würde ich aber kündigen», sagt er nach langem Nachdenken, «du fehlst uns. Du hast uns immer geholfen während den Ferien. Wir haben viel Arbeit daheim auf Verisbühl.» «Hat dich dein Vater geschickt?» frägt das Mädchen schnell. «Nein, ich sag doch, ich muß in die Wagnerei», entgegnet er entrüstet, «bin nur zufällig hier vorbeigekommen.» «Hat dir mein Großonkel gesagt, wo der Zimmerli seine Wagnerei hat», frägt Luzia lachend, «ist doch gar nicht leicht zu finden, dieser Roßstall. Komm, ich zeig dir die Pferde, das wären Tiere auf euer Verisbühl. Ei, wär das ein Zuschauen, wenn sie über die lange Matte galoppieren würden.»

Kaum daß sie in die Türe trat und ihr Schatten auf den Stallboden fiel, wurden die Pferde unruhig, schauten zurück und begannen zu trippeln. «Bei mir haben sie es zuerst auch so gemacht. Oskar, Jeanette, schön brav», beruhigt das Mädchen, «sie haben nicht gern fremde Laute, trotzdem ja viele herkommen. Du bist ja auch ein Rösseler, Heiri.» «Das schon, aber unser alter Fuchs ist mit denen nicht zu vergleichen», meint er und betrachtet mit Wohlgefallen die edlen Tiere. «Geh nicht zu nahe», warnt Luzia, «Jeanette ist heute schlecht gelaunt.» Heiri achtet nicht darauf, will näher treten, und schon wirft das zweite Pferd seinen Hinterteil in die Luft und schlägt aus.

Der junge Bauer geht zurück, an die Sonne hinaus und meint: «Das ist ja lebensgefährlich. Ich habe direkt Angst um dich. Du, Luzia, hier würde ich nicht mehr weitermachen. Komm lieber wieder heim.» Das Mädchen lacht: «Im Gegenteil, vielleicht kann ich im Herbst mit ihr nach London.» Heiri bleibt bolzgrad stehen und sagt: «Jetzt mach aber einen Punkt. Das ist ja rein verrückt. Ich habe mich so gefreut, dich wenigstens in den Herbstferien wieder zu sehen.» Luzia nimmt wieder das Zaumzeug in die Hand und tut erstaunt: «Aber red doch nicht so. Das sind ja ganz neue Töne. Bei dir ganz ungewohnt.»

Heiri steht ganz nahe bei ihr und sagt: «Willst du wirklich bei diesen Beissern und Schlägern bleiben? Ich habe wirklich Angst. Besinn dich doch. Das ist doch keine Arbeit für dich.» Mit einem fast gar echten Erstaunen meint sie: «Und wenn ich bei euch auf dem Verisbühl ausgeholfen habe. Kühe striegeln, Schweine füttern, da hat kein Mensch ein Wort gesagt, das sei keine Arbeit für mich. Du weißt ja, meine ganze Liebe gehört den Tieren. Da kannst du nichts machen. Das ist Schicksal! Der Trainer sagt auch, ich habe Talent.»

Eine zornige Falte zeigt sich auf des jungen Mannes Stirne. Er wendet sich ab und sagt bestimmt: «Aber die Idee mit London, das schlag dir aus dem Kopf. Das macht mich ganz konfus. Luzia, das mußt du mir versprechen.» Mit einem lieblichen Lächeln schaut sie ihn an: «Was weiß ich, vielleicht geht's nachher nach Rom oder

nach Frankreich. Die Welt ist groß. Ich muß die Gelegenheit nutzen.»

Traurig und betrübt reicht er ihr die Hand und sagt: «Ich sehe, du bist anders geworden. Das tut mir weh und leid. Jetzt weiß ich ja nicht mehr, wohin ich an dich denken kann. Behüt dich Gott und vergiß uns nicht, wenn du in deiner großen Welt bist.» Er wollte des Mädchens Hand nicht mehr loslassen. Dann ging er über die Matte, ohne zurückzuschauen. «Heiri», rief es ihm nach, «Heinrich, ich schreibe dir eine Karte aus London. Und schon vorher eine, wenn ich weiß, wo die Wagnerei Zimmerli ist.»

Vertrauliches Gespräch unter Damen.

Eine böse Nacht.

Wer auf der Landstraße auf das Dorf zugeht, sieht über den letzten Häusern am Sonnenhang zwei große Heimwesen, die in gleicher Höhe liegen und bei Bach und Gehölz ihre gemeinsame Grenze haben. Ein Bild von Fruchtbarkeit und guter Pflege, links das Verisbühl, rechts die Reckenmatt.

Nur jetzt, nach dem bösen Gewitter zu Beginn des Monats August und den heftigen Regengüssen in den darauffolgenden Tagen, sieht man die schönsten Matten der Reckenmatt verwüstet, mit Geröll und Steinen überschüttet. Noch nie, solange sich

Menschen erinnern können und auch nicht in früheren Zeiten, hat sich der wilde Bach auf diese Seite einen Weg gebahnt.

In der Nacht kam das Toben, Rauschen und Rollen, knickte die jungen Bäume, bedrohte Haus und Stall und ließ die Spuren zerstörender Urgewalten zurück. Jene Nacht brachte den zweiten Besuch des Nachbars Verekund in die Reckenmatt. Nicht in Sonntagshosen, nicht mit der schweren Uhrkette an der Weste. Mit nassen verfransten Hosenbeinen, mit schweren, dreckigen Nagelschuhen kam er gegen Morgen zu Oswald ins Haus, müde und krumm von der schweren Arbeit am tobenden Bach. Frau Dorothee wollte eben mit Kanne und Korb den Feuerwehrmännern heißen Kaffee und Stärkung bringen. Die halbe Nacht war sie schon deswegen auf den Beinen und blieb unter der Türe voll Verwunderung stehen, da sie den Nachbarn auf das Haus zukommen sah.

«Ich will Euch nicht aufhalten, Frau Nachbarin, Euer Mann wird noch nicht zurück sein. Er tut noch immer wüst, der Bach. Wenn es recht Tag ist, sehen wir erst, was er angerichtet hat. Aber ich komme, um zu sagen, daß wir vom Verisbühl dem Unglück wehren wie gute Nachbarn und nicht anders. Sagt das Eurem Mann, und jetzt gehe ich wieder hinauf zur Quelle, damit dort nicht etwas Dummes getan wird.» Die Frau hörte aus dem sonst harten Mund einen unbekannten Ton der Teilnahme heraus und sagte in ihrer Verblüffung: «Dafür danken wir Euch, Verekund, das ist uns eine große Hilfe und auch ein Trost. Aber wollt Ihr nicht einen Augenblick hereinkommen und ein wenig ausruhen, ich kann Euch Warmes bringen und einen kräftigen Schnaps.» Aber während diesen Worten war er schon wieder fortgegangen und im Dunkel verschwunden.

Das Haus im Verisbühl war nicht so groß und nicht so sorgfältig im währschaften Stil erhalten, wie jenes in der Reckenmatt. Ungefähr gleich alt lassen sie vermuten, daß derselbe Zimmermann für beide den Aufriß gezeichnet und die Wände aufgerichtet hat. Während auf der einen Bachseite meterhoch Schutt und Steine liegen blieben, wuchs das Gras im Verisbühl wie kaum je gegen Sommerende. Und trotzdem lief Heinrich, der älteste Sohn mit finsterer Miene umher, gab wenig und unfreundlich Bescheid und war beim Essen nicht redsam.

Die Mutter machte sich Gedanken, diese Mißstimmung könne nicht von der harten Arbeit herrühren. Heinrich war zäh und stark. Frau Agatha beobachtete ihn seit Tagen und konnte nicht begreifen, daß er einen Ärger so lange nicht verwinden konnte. Sie suchte eine Gelegenheit, um mit ihm allein zu reden.

Da er abends in der Küche das Stallgeschirr reinigte, stellte sie ihm die Frage: «Haben wir nicht genug an Vaters finsterer Art? Willst du jetzt auch noch zu einem Brummbär auswachsen? Ist das noch ein Leben hier im Haus, wenn du jetzt so mit einer Teufelsfratze herumtanzest? Sag mir, wo dich der Schuh drückt, dann weiß ich wenigstens, woran ich bin.» Der Sohn ging mit den Kesseln und Kannen nicht eben sanft um und sagte: «Laß mich in Ruhe! Ist nicht wegen dir, Mutter.»

Eine Frau mit Herz und Verstand gibt sich mit einer solchen Antwort nicht zufrieden und auch Frau Agatha nicht. Da sie wußte, ihre Leute kämen wahrscheinlich noch lange nicht ins Haus, bohrte sie tiefer. Bei keinem ihrer Kinder verstand sie es so gut, den verschlossenen Mund zu öffnen wie bei Heinrich, ihrem ältesten. Schließlich begann er zu berichten, er habe gehört, die Reckenmatt werde parzelliert, der Lehrer wolle reihenweise Bauplätze verkaufen. Was dann aus der Pacht noch bleibe, das könne er sich an den Fingern zusammenzählen. «Wir haben an unserem Stall angebaut. Für einen großen Betrieb Maschinen angeschafft. Haben einen schönen, gesunden Viehbestand. Und jetzt schrumpft uns das Land zusammen wie ein Apfel im Ofen.»

«Mich nimmt nur wunder», begann die Mutter wieder, «warum du erst seit Dienstag die Trauerfahne ausgehängt hast? Das Projekt wegen der Reckenmatt weißt du schon zwei Wochen. Du selbst hast gesagt, der Meiersboden sei zu verkaufen. Hast nicht du zusammen mit dem Vater Kauf-

recht darauf bedungen und mit dem alten Hansli einen Preis ausgehandelt. Ich weiß noch genau, was nach dieser Zusammenkunft gesprochen wurde. Du hast ja den Vater aufgestachelt bis er mitkam. Bist heimgekommen wie ein Meisterschütz mit Lorbeerkranz, aufgebläht vor Stolz. So viel sehen meine Augen und hören meine Ohren auch, daß das nicht der Grund ist für deine Jammermiene. Hör zu, Heinrich seitdem der Wildbach ausgebrochen ist, liegt die Margreth krank. Von euch Mannen habe ich keine Hilfe, alle Arbeit liegt auf mir. Ich sage kein Wort dagegen, aber wenn das so weitergeht und man von euch kaum ein rechtes und gutes Wort zu hören bekommt, dann ist meine Kraft auch einmal zu End. Dann könnt ihr eure Suppe selber aufwärmen.»

Mit einem kurzen Blick schaute er von seiner Arbeit auf, sah, daß es der Mutter ernst war und wie sie müde und erschöpft dastand. Eher weniger schnauzig sagte er dann: «Tut mir leid. Ich habs versucht. Jetzt ist keine Hilfe aufzutreiben. Und mit der Luzia kannst du auch nicht rechnen, sie geht nach London.»

Bei diesen Worten blitzte es in Frau Agathas Augen auf. Sie wollte den Gedanken, der sie zum Reden zwang, zurückhalten. Aber wie die Frauen eben geschaffen sind, sie haben nicht die Kraft, sich zu beherrschen, zu schweigen, auch wenn sie vom Innersten her gewarnt werden. Eher öffnen sie alle Schleusen. «Aha», sagte sie, «jetzt weiß ich Bescheid. Du armer Bub! Willst mit blossen Händen einen Schmetterling fangen. Das kannst du nicht. Deine Finger sind zu stablig und zu kurz. Was denkst du überhaupt, jetzt ist die Luzia kaum achtzehn, will in der Stadt Matura machen. Bis sie soweit ist, hat sie die Welt im Sack und ist eine Dame. Spaziert mit feinen Herren am Alpenquai, sitzt in den Konzertsälen herum und erinnert sich kaum, daß sie als kleines Mädchen je einmal mit Kuh und Kalb beisammen gewesen ist. Heinrich, du mußt die Flamme deiner Lampe noch gehörig weit hinunterschrauben. — Das Licht, das du dir aufgesteckt hast, blendet dich.»

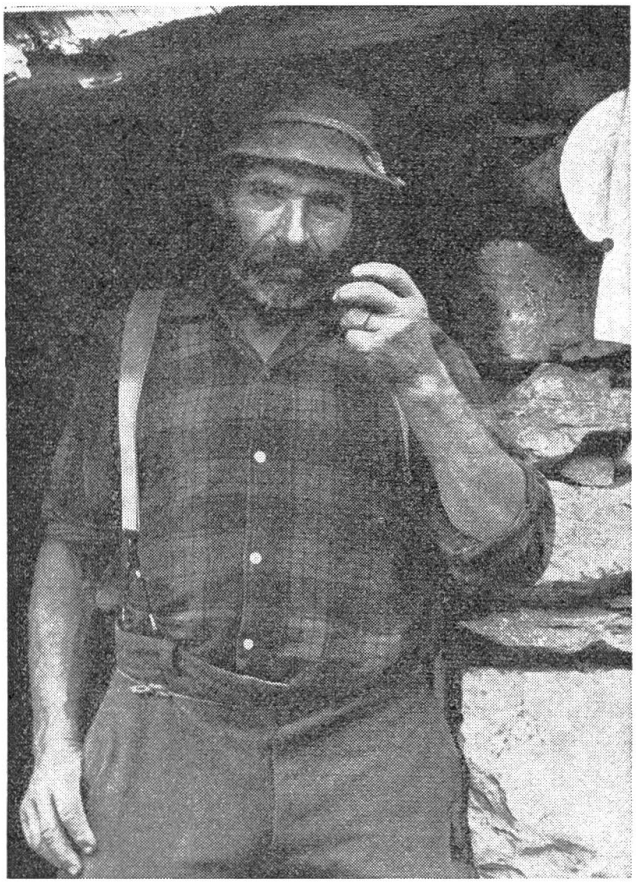


Foto J. Bütler, Stans

Dr Chilchwäg-Sepp z'Engelberg.

Mit wenigen Griffen faßte er nach Kesseln und Kannen, hob sie auf und trug sie ohne ein Wort zu sagen hinaus. Aber seine düstere Miene verlor er auch in den nächsten Tagen nicht.

Wie Mutter und Vater weich werden.

Fast gar zur gleichen Zeit kämpft Luzia in der Reckenmatt mit Nöten und Drangsalen. — Sie streicht der Mutter übers Haar und über die Wangen, bettelt und fleht sie innig an, tanzt um sie herum und versucht alle Schliche und Tricks, die das weibliche Geschlecht seit dem Paradies anzuwenden pflegt: «Jetzt muß er ja oder nein sagen, der Brief muß den heutigen Poststempel tragen.» Die Mutter sitzt am Tisch, schaut über die Dächer des Dorfes hinweg und sagt: «Du weißt so gut wie ich, wenn er mit den Buben probt und an seiner Komposition herumkorrigiert, dann darf ich ihn nicht stören. Wärst du früher gekommen.» «Ich bin wie ein chinesischer Drache

zum Bahnhof gerannt. Jetzt sitze ich seit zwei Stunden da. Um viertel vor Sieben schließt die Post. Um halb neun Uhr muß ich wieder im Stall sein», jammert Luzia, «es ist zum Verzweifeln. Zweimal habe ich dem Vater geschrieben, jetzt reden wir zum dritten Mal davon. Ich weiß nicht, ob ich darf oder muß oder soll.» Die Mutter läßt sich nicht aus der Ruhe bringen: «Komm, setz dich jetzt ruhig hin. Verlier jetzt nicht die Geduld. Wenn du ihn jetzt herunterholst, dann sagt er im Ärger ohnehin nein. Er wird jeden Augenblick kommen. Schließlich kann er die Buben auch nicht den ganzen Nachmittag hierbehalten. Sei doch vernünftig. Warum will dich die Dame eigentlich mitnehmen?»

Luzia geht die ganze Länge der Stube hin und her, wirft die Hände in die Luft, fährt mit allen zehn Fingern durch ihr blondes Haar und erklärt: «Sie hat Streit mit dem Trainer. Wenn ihr Hengst bockt, wenn sie das wilde Pferd stundenlang im Zügel halten muß, dann verliert sie leicht die Beherrschung. Dann braucht es nur ein Wort, und sie fährt wie eine wilde Rakete in die Luft.»

Die Mutter winkt Luzia herbei, nimmt ihre zappeligen Hände, schaut ihr gütig in die Augen und frägt: «Und du willst mit dieser launischen Kratzbürste ins Ausland reisen? Willst dein Studium unterbrechen oder aufgeben, weil dich jetzt das Fernweh plagt. Du, das geht vorüber! Wenn du dein Studium abgeschlossen und einen guten, soliden Beruf hast, dann kannst du jedes Jahr Reisen machen, jedes Mal in ein anderes Land, bist frei und unabhängig und mußt nicht nach der Pfeife und den Kapriolen einer solchen extravaganten Dame tanzen.»

Das Mädchen will seine Hände befreien, stampft mit dem Fuß und sagt erregt: «Ich möchte jetzt die Welt sehen. Ich will überhaupt nicht mehr auf der Schulbank sitzen. Das Latein und die Kultur der alten Chinesen können mir den Buckel hinaufkriechen. Ich will das Leben am Zaum fassen können mit beiden Händen. Nicht nur mit dem Federhalter, den Schulbüchern, den Theorien.»

Mit Trampeln, Schwatzen, Lachen, Puffen und Stossen kommen die Buben die Stiege hinab und rennen in die Sonne hinaus. Hinter ihnen her kommt Oswald mit geröteten Wangen und verstrubbelten Haaren in die Stube. Seine Augen glänzen und leuchten. Luzia wirft sich ihm an den Hals und flüstert ihm ins Ohr: «Vater, jetzt mußt du mir ja sagen.»

Er steht da, wie ein unerschütterlicher Berg, hebt den Zeigfinger empor und sagt: «Das war eine Probe wie ein Gedicht. Das klingt und steigt und fällt. Ich habe noch einige Pointen hineingesetzt, köstliche Einfälle, das ist ein guter Tag.» Dann erst sieht er die ernste Miene seiner Frau und die erwartungsvollen Augen seiner Tochter und wird sich bewußt, daß er sich jetzt wieder aus den musischen Gefilden auf den nüchternen Boden zurückfinden muß. Er kann sich aber noch nicht damit versöhnen und singt einige Takte seines neuen Liedes. Luzia schaut auf ihre Armbanduhr, klatscht in die Hände und sagt begeistert: «Weiter, Vater, das ist so schön. Oder besser, komm spiel mir, Vater, spiel und sing mir dein neues Lied. Ich komme mir dir hinauf.»

Glückselig und summend steigt der Komponist wieder die Treppe hinauf, greift in die Tasten und singt, daß es weit über die Matten hin hallt. Dann leitet Luzia aus dem Loben und Rühmen und Mitsingen sachte zu ihrem dringlichen Anliegen hinüber und bittet, bettelt und erfleht das väterliche Einverständnis für ihren Reiseplan und um die Erlaubnis, das Studium am Gymnasium vorläufig um ein Jahr zu unterbrechen.

Als Lehrer muß Oswald dieses Ansinnen mit Härte zurückweisen. Seiner Lebtag gewohnt, eine Begründung wohlgeordnet und in zwingender Logik vom Katheder herab vorzutragen, verteidigt er seine Ansicht mit überzeugender Kraft. Aber Luzia hat wohl auch eine Ader dieser Fähigkeit geerbt und bringt ihre Trümpfe nicht schlecht ins Spiel. Während diesem Kampf der väterlichen Sorge und Lebenserfahrung mit dem stürmischen Temperament Luzias, spielt dem guten Mann die Liebe zu seiner

Tochter einen schlimmen Streich. Da sie zuletzt noch die Frage auf die schwankende Waagschale legt: «Und wenn ich dann mit dem Studium so weit komme wie Ralph? Würdest du dich daran freuen, Vater?» Da erhält sein Wille einen tödlichen Stoß.

Nach errungenem Sieg und mit dem ersehnten Brief in der Hand eilte Luzia mit fliegenden Haaren die Bergstraße hinab und kam in letzter Minute auf die Post. Darnach fuhr sie voller Glückseligkeit mit der Bahn in die Stadt.

waren noch immer zu einem guten Teil von Geröll und Steinen bedeckt. Die wenigen Besucher brachten auch nicht immer lauter Lustbarkeit.

Der Posthalter redete davon, er suche einen Bauplatz, der nicht von Überschwemmungen bedroht sei. Ein Architekt legte einen Plan zur Parzellierung des ganzen Heimwesens vor und schilderte in bestrikkenden Worten die ideale Wohnlage, deutete daraufhin, daß der Bach wunderbares Material herangeschafft habe, um damit eine Siedlungsstraße zu bauen.

«Vater, jetzt mußt du mir ja sagen!»

Von einem unerbittlichen Bankverwalter und einem neuen Klavier.

Einige Zeit später bekam Heinrich eine Karte aus London, die mit zierlichen Schriftzügen überfüllt war: «Lieber Heinrich, auch hier habe ich keine Wagnerei Zimmerli gefunden. Die Stadt ist großartig, nur sehe ich nicht viel davon. Madame feiert Triumphe und Feste. Während sie an Anlässen glänzt, schlafe ich im Stall, wasche mich am Brunnen, esse mit den Roßknechten fürchterliches Zeug. Oskar ist großartig. Jeanette hinkt. Auf dem Rennplatz geht es zu wie in einem Tollhaus. — Herzliche Grüße. Luzia.»

Im großen Haus auf der Reckenmatt war es still geworden. Kein frohes Lachen Luzias erhellte die Sonntage. Die Matten

Am gleichen Tag kam auch Verekund auf die Reckenmatt, stiefelte zuerst in den überschütteten Matten umher. Schaute in den Stall hinein und schlich ums Haus herum, bevor er mit seinen dreckigen Schuhen in die Stube trat und wegen seinem Pachtzins zu reden anfing. Die beste Zeit des Jahres sei auf der Reckenmatt kaum etwas herauszuwirtschaften gewesen. Überhaupt sei unter diesen Umständen ein neuer Pachtvertrag angemessen.

Nach etlichen Briefen, auf die er nie eine Antwort erhalten hatte, erschien dann der Bankverwalter persönlich mit einer dicken schwarzen Mappe unter dem Arm und wollte mit Oswald die leidige Angelegenheit wegen der übermäßig angestiegenen Schuld endgültig regeln. Was Frau Dorothe schon längst befürchtet hatte, war nun

in der leibhaftigen Gestalt des umfänglichen Herrn durch die Stubentüre eingetreten und saß wohlgenährt hinter dem Tisch. Er legte Kontoauszüge und Briefkopien vor sich aus, nannte die Schuldsumme und die angewachsenen Zinsen, zeigt auf die Kopien seiner vielen Briefe und las einige Abschnitte aus dem Bankreglement vor.

«Bis jetzt konnte ich die Bankkommission immer wieder zurückhalten, einschneidende Maßnahmen zu ergreifen. In der letzten Sitzung aber hat mich die Mehrheit überstimmt, und ich bin nun verpflichtet, innert kürzester Frist mindestens die Hälfte der Schuldsumme einzutreiben», sagte er und klopfte mit dem Zeigfinger auf die Tischplatte, auf die Zahlen und Daten. «Ich bedaure diese unglücklichen Umstände sehr, bin aber leider nicht in der Lage, dieses Risiko weiterhin auf meine Kappe zu nehmen.» Die letzten Worte sprach er mit Härte und im Tonfall eines kommandierenden Obersten.

Nachdem der Bankverwalter mit einem guten Tropfen Wein und dreijährigem Sprinz bewirtet, mit ernsten Versprechungen wattiert und mit einer zügigen Unterschrift ausgestattet, das Haus verließ, führte Frau Dorothee ihren Mann zurück zu seinem bequemen Lehnstuhl, setzte sich an den Tisch und wartete auf einen Zornesausbruch.

Oswald dachte lange mit sorgenvoll gerunzelter Stirne nach und sagte dann: «Also das ist nun einfach nicht möglich. Da muß ein Rechnungsfehler vorgekommen sein. Kürzlich habe ich, weiß nicht mehr ist es die letzte oder vorletzte Abrechnung gewesen, alles genau nachgerechnet. Die Summe war bei weitem nicht so hoch. Ich muß einmal meine Unterlagen hervorsuchen und diesen Rechnungskünstlern auf ihre Schliche kommen. Ich will diesen Bankfritzen ihre Hefte schon korrigieren.»

Die Mutter war sehr erstaunt, daß er so ruhig sprach und sagte: «Ich bin froh, wenn du dich bald hinter diese Arbeit machst und glücklich, wenn du etwa hunderttausend Franken wegstreichen kannst. Aber wenn du bedenkst: Du hast nach Vaters Tod das Heimwesen übernommen, ich weiß nicht, wie viele Hypotheken damals auf der Bank versetzt waren. Dann hast du umgebaut. Deine Besoldung war damals sehr bescheiden. Nachher kam dein Freund, der Kunstmaler, er hat dich überredet, die Außenrenovation nach seinen Zeichnungen auszuführen. Wolfgang hat studiert. Rudolf hat von allen Seiten Rechnungen heimgeschickt, das alles hast du von der Bank geholt, alles, was nicht von deinem Lohn hereinkam. Wenn du in die Stadt gehst, bringst du bündelweise Musikliteratur heim, und jetzt hast du schon das dritte Klavier.»

Mit erhobenen Händen wehrte er ab: «Dorothee, liebe Frau, jetzt hör aber auf! Du wirst mir doch in deinem innersten Herzen nicht zumuten, daß ich auf dem alten Klimperkasten hätte weiterspielen sollen, kein Klang, keine Resonanz, ein Tonbild wie eine zerschlagene Scheibe, das war nicht Musik, das war Lärm! Also gut, ich habe über meine Verhältnisse gelebt, und jetzt haben wir den Salat. Von jetzt ab gibt es zum Mittagessen Milchkaffee mit Rösti und zum z'Nacht Rösti mit Milchkaffee, Amen.»

«Damit sparst du im Monat 100 Franken, abzüglich die darauf folgende Arztrechnung», entgegnete die Frau prompt. «Nein, du sollst mit Wolfgang darüber reden, der hat ein Geschick für Finanzen. Auch würde ich dir raten, einmal mit dem jungen Andreas vom Verisbühl über die Bauplätze zu verhandeln. Der ist doch bei einer großen Baufirma, hat Einsicht in solche Unternehmen und ist tüchtig.»

«Ich soll, ich soll, ich soll», jammerte Oswald. «Ich weiß, was ich soll. Ich muß ein guter Schulmeister sein, muß die Buben und Mädchen gut unterrichten und für das Leben vorbereiten. Das ist meine Aufgabe. Und darüber hinaus will ich ihnen auch noch etwas beibringen, was mehr wert ist, als ein Sack voll Banknoten und ein voller Bauch. Das tue ich und das kann ich. Oder hast du je gehört, daß ich mit dem Schulrat oder mit der Behörde Schwierigkeiten gehabt habe? Ich bin kein Finanzgenie, aber ich bin auch nicht Bankier. Jeder soll auf seinem Gebiet Talente entfalten, Punkt.»

Die ehemalige Johanniterkomturei von Compesières wurde mit Unterstützung des «Schweiz. Heimatschutz» sehr gediegen renoviert.

«Eine großartige Rede war das, lieber Oswald», höhnte seine Frau und schaute ihn voll Verwunderung an. «Mit diesen edlen Prinzipien treibt uns der Konkursbeamte ab der Reckenmatt.»

Nach solchen Gesprächen schlich Oswald in seine Schreibstube hinauf, suchte Notenhefte hervor und setzte sich ans Klavier. Oft mußte er bis tief in die Nacht Konzerte und Sonaten alter Meister auf sich wirken lassen, bis er den Ärger verdauen und die drückenden Probleme vergessen konnte.

Vom Gemeindepräsident und vom Pfarrer in die Zange genommen.

Aber auch Mitglieder der Behörde kamen in die Stube des schönen Hauses auf der Reckenmatt. — Der Gemeindepräsident sprach vor mit einem illustrierten Magazin in der Hand, blätterte in dem bunt bebilderten Heft, zeigte mit dem Finger auf die Fotografien und sagte: «Das ist das Häuschen vom Schneckentoni! Das ist sein Hudelbett! Und hier steht in großer Überschrift: 'Erschütternde soziale Zustände', sein stinkendes Örtli hat er auch noch fotografiert und seinen Keller voll Schimmel und Dreck. Lies einmal den Wisch! Den Stil kennst du sofort. Das ist dein Ruedi, oder Ralph, oder wie er sich nennt, der das geschrieben und porträtiert hat.»

Mit Entsetzen las Oswald die Schauermär von den Wohn- und Lebensverhältnissen des alten Schneckentoni, vom wasserdurchlässigen Dach, von den Hauswänden, durch die der Wind pfeift, von den Mäusen und Ratten, die Toni nachts aus seinen zerschlissenen Decken verjagen muß. Vom Eßgeschirr, das nie gewaschen wird, von den Kleidern, die ihm am Leib verfaulen. Und daß sich die Behörde des Dor-

fes keinen Pfifferling um diese himmelschreienden, unmenschlichen Verhältnisse kümmere. Und wieder beginnt der Präsident mit Entrüstung: «Wie oft habe ich mich um ihn angenommen. Zweimal haben wir den Toni gewaltsam ins Spital befördert, auf Gemeindekosten gestriegelt, gewaschen und aufgepäppelt. Beidemale ist er dort entlaufen und wieder in sein Häuschen gekrochen. Sag deinem vielversprechenden Sohn, er soll das in der nächsten Nummer dieses Kloakenmagazins richtig stellen, sonst nehmen wir ihn vor Gericht.»

Anderntags kam der Pfarrer. Auch er trug das gleiche Heft in seiner Tasche. Er sprach höflicher und weniger laut. Aber auch er zeiget auf die Bilder und hatte eine Stelle in dem Artikel rot unterstrichen wo zu lesen war: «Der Pfarrer des Dorfes hat wahrscheinlich den Schneckentoni nicht zu seinen Pfarrangehörigen gezählt, weil dieser sich nie in der Kirche zeigt. Hat Toni deswegen seine Seele verloren? Ist nicht der Seelsorger für alle verantwortlich? Aber dieser Pfarrer schätzt so üble Gerüche nicht, trotzdem er sie, gleich nach dem Besuch in diesem verlotterten Haus, mit dem Rauch aus seinen feinen Importzigarren vertreiben könnte. Er zieht es vor, bei feinen Leuten an die reichgedeckte Tafel zu sitzen und gehobene Gespräche zu führen. Das Wort sozial hat er wahrscheinlich aus seinem Wörterbuch mit dickem Strich ausgetilgt.»

Arg bedrückt und bekümmert saß der Pfarrer am großen Nußbaumtisch und sagte: «Oswald, du kennst mich genau. Solange ich hier bin, haben wir uns immer gut verstanden. Du als Chordirigent hast besseren Einblick als andere in meine Tätigkeit. Ich kann dir nur sagen, ich bin immer wieder in das Häuschen hinaufgegangen. Manchmal habe ich ihn auf seinen Wegen getroffen. Auf der Gemeinde und dem Fürsorgeamt habe ich vorgesprochen und dorthin auch Briefe geschrieben. Sie müssen bei den Akten liegen. Nur wenn wir ihm das Häuschen angezündet hätten, dann hätten wir ihn daraus vertreiben können, aber auf keine andere Art. Ich habe alles versucht, was mit Güte, Zureden und mit rechtlichen Mitteln geschehen konnte. Und nun schädigt ausgerechnet dein Sohn meinen Ruf und erschwert mein Wirken. Der Artikel strotzt von Unwahrheiten und Verdrehungen. Ich habe seinerzeit deinen Rudolf, in den letzten drei Klassen im Unterricht gehabt, intelligent, aufgeschlossen, etwas eigensinnig aber ansprechbar, ein lieber Bub.»

Solche Bitternis, derart tiefe Wunden konnte Oswald nicht mit Klavierspielen ausheilen. Nach diesen Besuchen fand auch die Mutter keine Worte des Trostes mehr und der Verteidigung.

Am nächsten Vormittag, während der Schulsuppe, gab Oswald ein Telegramm auf an seinen Sohn: «Ankomme Zürich Mittwoch 14.12 Uhr. Erwarte dich Hauptbahnhof. Vater.»

Ein Gefecht mit ungleichen Waffen.

Die Pracht eines sonnenübergossenen Herbsttages glitt an den Fenstern des Schnellzuges vorüber. Die Wälder zeigten sich in prunkhaften Farben, gelbe und grüne Felder, schmucke Häuser und Gärten mit Blumen, friedliche Dörfer und stolze Städte. Oswald sah sie nicht, wenn schon seine Augen auf die großen Waggonscheiben gerichtet waren. Ungeduldig erwartete er das Ende der Fahrt und fürchtete sich doch vor der Aussprache.

Im Zürcher-Bahnhof, im Gewoge der vielen Menschen war Ralph nicht zu finden. Lange blieb Oswald bei der Lokomotive stehen, bis der Strom der Ausgestiegenen verebbt war und die Abreisenden zurückfluteten. Dann ging er zur Traminsel und fuhr in das Quartier der Universität und weiter hinauf. Die neue Adresse Ralphs auf einem Zettel in der Hand, suchte und fand er die Straße und das Haus. Mühsam stieg er die Treppen hinauf, las bei jedem Stockwerk die angeschriebenen Namen und fand die Türe mit einem Zettel und Ralphs Handschrift: «Komme 16 Uhr zurück.» Die Türe war verschlossen.

Lange überlegte er sich, ob er warten oder die sechs Stockwerke hinunter und

dann wieder hinaufsteigen solle. Das kahle Podest wirkte nicht einladend. Er setzte sich auf die Treppenstufe, hielt den Kopf in beiden Händen und versuchte, den heftigen Pulsschlag und den Wirbel seiner Gedanken zu beruhigen. Eine Frau mit ihrem Kind kam von oben herab und ging achtlos vorbei. Eine Putzfrau machte sich in den unteren Stockwerken bemerkbar, sang ein italienisches Lied und schien vergnügt zu sein. Ein junger Mann, wohl ein Student, stieg lesend die Treppe empor und verschwand im fünften Stock. Ein Sonnenstrahl glitt unendlich langsam den Tritten nach. Dann hörte Oswald die Türe zuschlagen, einen Schlüsselbund klirren, das Öffnen und das Schließen eines Briefkastens und langsame Schritte emporsteigen. Er erkannte ihn, bevor er ihn sah und blieb sitzen.

Der Dachs äugt vorsichtig in die Gegend.

«Aha, da bist du ja», begrüßte ihn Ralph «hast es dir bequem gemacht. Bedaure, konnte nicht weg, wir hatten Redaktionssitzung.» «Guten Tag Rudolf» sagte der Vater und bot ihm die Hand. «Ich mache gleich auf», sprach Ralph, «hätte gerne offen gelassen, aber in der Großstadt ist das gefährlich. Wirst zwar keine hübsche Ordnung vorfinden, habe keine Zeit, meine Bude aufzuräumen, den Putzlappen zu schwenken wie die Mutter.» Er räumte von dem zweiten Stuhl die Bücher und Schriften und warf sie auf die Bettdecke. «Nimm Platz. Was zu trinken?», fragte er, «ich habe Bier, aber leider warm.»

«Hast du den Artikel über den Schnekkentoni geschrieben?» frägt der Vater, «hast du dir dabei einen Gedanken einfallen lassen, was das für dich und uns und für dein Heimatdorf für Folgen hat?» Zynisch lachend beginnt Ralph: «Natürlich, hab ich mir doch gleich gedacht, daß du deswegen kommst. Schon beim Lesen des Telegramms. Sonst interessierst du dich ja nicht, wie es mir geht.»

Oswald ist auf diese freche, niederträchtige Redensart nicht gefaßt. Er besinnt sich und fährt dann fort: «Der Artikel ist zur Hälfte erlogen und verdreht. Der Gemeinderat will dich vor Gericht zitieren.» «Umso besser», höhnt Ralph, «dann wird dieser Miststall publik. Die Nummer ist ausverkauft, wird ziemlich sicher nachgedruckt.»

Die Blicke des Vaters wandern über das Pult und an den Wänden nach. Über dem Büchergestell, das ungeregelt angefüllt ist und auf dem auch verschimmeltes Brot und Orangenschalen herumliegen, hängen Fotos in allen Formaten, schief und krumm. Negermusiker, Landschaften, Badenixen, übergroße Künstlerköpfe, Sportgrößen, der Kreml in Moskau, ein roter Fahnenwald und Mao tse tung, eine eindringliche Erklärung von Ralphs Gedankenwelt. Dann schaut er wieder in das gespannte, abweisende Gesicht seines Sohnes und gibt ihm zu bedenken: «Ist das der Dank für deine behütete Jugend, für das, was deine Familie, Schule und Gemeinde für dich getan haben. Und wenn du von Dankbarkeit keine Spur mehr in dir hast, wie kannst du das deiner Mutter zu leid tun?»

Der Sohn fährt mit seiner Hand durch die Luft, als wollte er diese Worte wie Zi-

garettenrauch verscheuchen: «Ich bitte dich, Vater, drücke nicht auf die Tränendrüsen. Diese Methode ist bei uns verpönt und absolut wirkungslos. Solche alte Platten ziehen bei uns nicht.»

Wieder beginnt Oswald: «Dann sag mir, warum du den Artikel geschrieben hast und derart gemein geschrieben hast?» Ralph zuckt die Schultern: «Wenn dich das so mächtig interessiert und dafür extra hierher gefahren bist, kann ich es dir sagen. Weil ich damit Geld verdiene. Wer heute schreiben, die Leute auf sich aufmerksam machen, und auch ein rechtes Honorar einstreichen will, muß prickelnd, aufreizend, aufrührerisch schreiben. Und weil ich von dir kein Geld will, seitdem du unseren Verlobungsbesuch so nett empfangen hast, bin ich auf Einnahmen scharf.»

Viele Atemzüge lang starrt Oswald vor sich auf den Boden, dann erhebt er sich und sagt: «Ich sehe, mit Worten ist dir nicht zu helfen. Dich muß Gott erschüttern und das Leben. Ich hoffe nur, daß dies bald geschieht. Bevor du dich vollends in dein Unglück verrennst.» Der Vater reicht ihm die Hand zum Abschied. Aber Ralph wendet sich schon der Türe zu und sagt: «Besten Dank für diese Wünsche und gute Heimkehr!» So läßt er seinen Vater hinaus und schließt hinter ihm ab.

Ein eigenartiges Wiedersehen.

Vorsichtig und auf unsicheren Füßen geht der alte Mann die steinernen Tritte hinunter, Stiege um Stiege, als ob er bis in die Dunkelheit der Erde hinabsteigen müßte. Ungeschickt hantiert er mit dem Türschloß und geht langsam und gebückt auf das schmale Trottoir hinaus und den Häusern nach.

Häuser, Gärten, Häge, Seitenstraßen, er sieht sie nicht, bis ein langer, schmaler Schatten auf ihn zukommt, dann schaut er auf und erkennt blitzartig das Gesicht. Ob seine erschrockene Miene sie aufmerksam macht, ob sie ihn auch sonst erkannt hätte, wer weiß. Sie bleibt stehen und frägt: «Kommen Sie von Ralph? Ist er daheim?» «Ja», sagt Oswald, «ich komme von ihm.» Und sie: «Ist gut, daß ich Sie fragen konnte. Ich renne nämlich nicht gerne umsonst die zwölf Stiegen hinauf. Sein Telefon hat er immer noch nicht», erklärt das Fräulein.

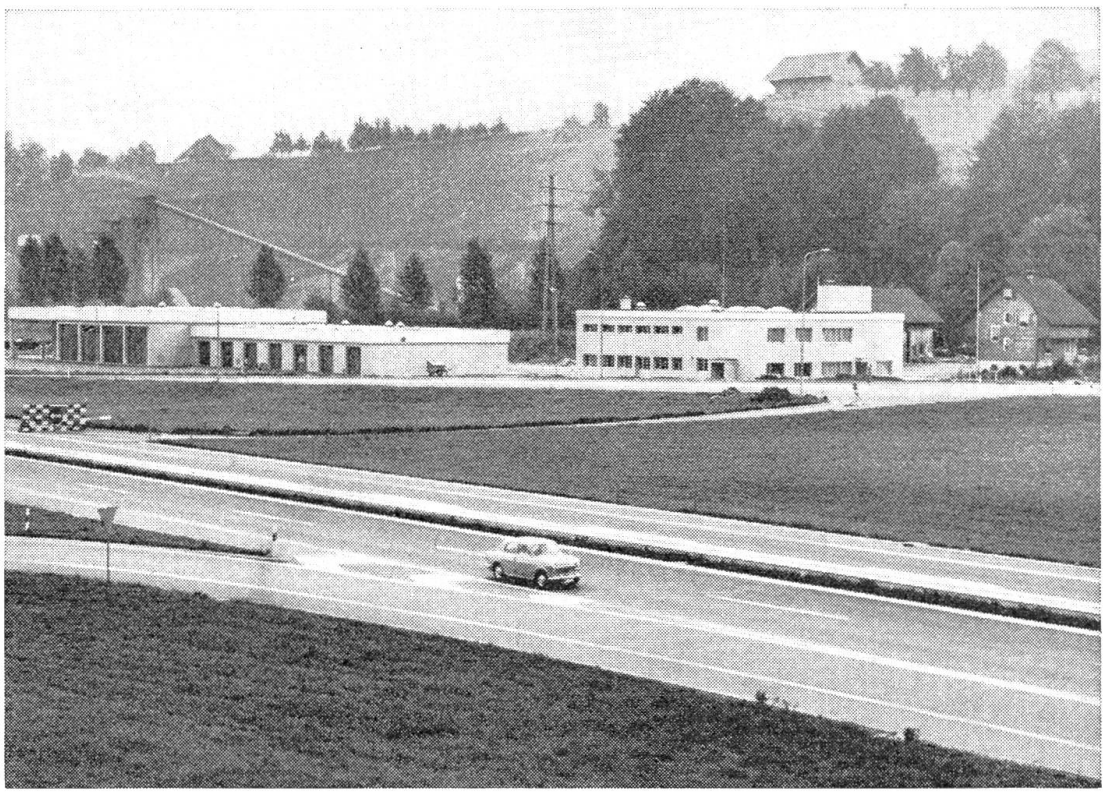
«Sind Sie wirklich seine Braut Wigi», frägt er, «oder täusche ich mich?» «Ich habe Sie ja damals leider nicht lange gesehen», sagt sie freundlich, «aber ich habe Sie sofort erkannt.»

Oswald schaut sie mit festem Blick an und spricht zu ihr: «Dann gehen Sie jetzt besser nicht hinauf. Er ist nicht eben gut gelaunt.» Fräulein Wigi überlegt sich einen kurzen Augenblick und meint: «Das kommt bei ihm vor. Dann ist er unausstehlich. Sie gehen ins Zentrum? Ich zeige Ihnen den besten Weg.» Und beide marschieren beisammen, wie es der schmale Gehsteg verlangt, die Straße entlang.

Sie redet ein paar Worte über den angenehmen Herbstabend. Dann schweigen beide, bis er innehält, auf seine Uhr schaut und sinnt: «Zeit habe ich und Durst auch, eine ausgetrocknete Kehle. Darf ich Sie in eine Konditorei einladen, oder trinken Sie mit mir ein Bier?» Sie zögert nur kurz. Entschließt sich schnell: «Das wirft mein Programm um, aber ich komme gern.»

So kommt es, daß Oswald nach wenigen Minuten seiner zukünftigen Schwiegertochter gegenüber am Tisch sitzt und nun Zeit hat, ihr in aller Ruhe ins Gesicht zu schauen. Ihr Hals steigt schlank und stolz aus einem hübschen Ausschnitt. Die schmale Nase gibt ihr einen vornehmen Zug, der schmale Mund zeigt keck geschwungene Lippen und die blauen Augensterne glänzen.

«Auf Ihr Wohl», sagt sie und schlürft mit Wonne den Schaum vom hohen Glas. «Ein eigenartiges Wiedersehen, ein merkwürdiger Zufall, Fräulein, ich hoffe, ein gutes Omen», beginnt Oswald, langsam und jedes Wort erwägend, zu sprechen: «Ich will Ihnen nicht sagen, was ich mit meinem Sohn zu bereden hatte. Er wird es Ihnen berichten. Ihre Bereitschaft, mit mir zu kommen, freut mich. Ich wäre vielleicht ohne Ihre Begleitung lange umhergeirrt.»



Vom Werkhof in Stans
aus wird der Unterhaltsdienst der Nationalstraße N 2 besorgt. Die Einstellhalle für Spezialfahrzeuge und Autos und die Werkstatt mit Büroräumen und dem Straßensalzmagazin stehen im Vordergrund. Später wird rechts das Gebäude für die Kantonspolizei gebaut. Im Hintergrund sind die zwei Gebäude für den Unterhalt der Kantonsstraßen zu sehen.

«Gern geschehen», gibt sie zurück, «ich weiß nicht, ob Ralph sich auch so freuen würde, wenn er uns hier beisammen wüßte. Ich habe ihn im zweiten Semester seiner Studien hier kennen gelernt. Seither hat er sich stark verändert, aber ich weiß, das geht vorüber. Die fremden Ideen haben ihn überrumpelt. Er wird sich wieder davon befreien. Er ist stark und gesund und im Grund ein guter Mensch. Er hat Ideale. Das ist heutigentags nicht selbstverständlich. Nur jetzt sind sie in die falsche Richtung gelenkt. Auch ich habe Angst um ihn, in gewissen Augenblicken. Aber ich glaube an ihn, sonst würde ich hier aus der Stadt verschwinden.»

Plötzlich greift sie zum Glas, trinkt den Rest in langen Zügen aus, stellt es mit Behagen hin und sagt: «Und nun danke ich Ihnen für die Einladung. Entschuldigen Sie bitte, wenn ich jetzt gehe. Ich sage auf Wiedersehen! Darf ich Ralph einen Gruß bringen?» Überrascht erhebt er sich, reicht ihr die Hand: «So wie Sie wünschen. Und auch ich sage auf Wiedersehen, wenn möglich bei uns auf der Reckenmatt.»

Still bleibt er sitzen. Trinkt noch ein zweites Glas und ist dem gnädigen Geschick dankbar, das ihm diese Begegnung und Erleichterung geschenkt hat.

Des Komponisten mustergültige Buchführung.

Luzia sandte eine Karte aus Frankreich, eine aus München und Wien. Von dort schrieb sie auch einen Brief nach Hause, in dem dick unterstrichen und in großen Buchstaben zu lesen war: «Wir waren in Prag. Dorthin sollte mein Herzensbruder mit dem schönen Namen Ralph exportiert werden. Da würde er sein ideales Paradies

vorfinden. Schon am zweiten Tag würde man ihm die gesträubten Federn ausrupfen und kahlgeschoren würde er heimkehren, aber geheilt. Mir geht es gut. Oskar hat mich abgeschüttelt und mir mit seiner linken Hinterhand den Oberschenkel traktiert. Nun kann ich darauf, wenn ich nachts nicht schlafen kann, die Landkarte vom ehemaligen k. & k. Österreichischen Staat studieren und meine Geographie-Kenntnisse auffrischen.»

Am meisten freute sich Wolfgang über Luzias Brief. Er kam seit einiger Zeit oft auf die Reckenmatt. Sein Vater hatte ihm nämlich kurz nach seiner Zürcher-Reise einen Brief geschrieben und ihn gebeten, für einige Tage heimzukommen. In diesem Schreiben war von allerhand Musik-Pädagogik die Rede, von einem Preissingen der Jugendchöre des Kantons, von einem neuen Pachtvertrag mit Verekund und so nebenbei sagte er auch: «Du weißt, daß ich in finanziellen Geschäften nicht besonders pfiffig bin. Meine Frau ist der Ansicht, wenn wir schon einen Handelslehrer in der Familie haben, wäre es vielleicht von Vorteil, wenn wir diesen zu Rate ziehen würden. Sie meint, es sei dies dringlich, weil sie alle gesetzten Termine fürchterlich ernst nimmt.»

Wolfgang kannte Vaters umständliche Schreibweise wohl und versäumte nicht, sofort anzurufen und sich für den nächsten Samstag anzumelden. Mutter weinte am Telefon und sprach von einer Katastrophe. Vater jedoch sprach davon, es sei keineswegs so eilig, er habe nur bis jetzt keine Zeit gefunden, den Rechnungsfehler der Bank aufzuspüren.

An diesem Samstag also fand Wolfgang in der vertrauten, schönen Stube ein behäbiges Zabig auf dem Tisch, eine aufgeregte Mutter, die ihn stürmisch begrüßte und davon sprach, welch großes Glück es sei, daß er komme, und wie es mühsam gewesen sei, den Vater endlich zu überreden, seine Geheimniskrämerei aufzugeben.

Wolfgang, eben im Begriff, dem kalten Braten und dem Wein im Glas alle Ehre anzutun, sah die Stubentüre aufschwingen und seinen Vater mit einer Kommodenschublade, die bis an den Rand mit Akten und Briefschaften angefüllt war, hereinspazieren. «Dorothee, räume das Geschirr weg», kommandierte er. Wolfgang mußte also zusehen, wie seine Mutter in ehelichem Gehorsam hastig Glas und Flasche, Teller und Platte, Messer und Gabel wegnahm, und wie der Vater sämtlichen Inhalt der Schublade auf den Tisch kippte. Anstelle von Speise und Trank lag nun ein hoher Berg von beschriebenem Papier vor den staunenden Augen des Sohnes.

«Du siehst, es hat sich allerhand angesammelt in den Jahren», sagte der Vater, «ich wollte schon immer System und Ordnung hineinbringen, sachlich bündeln und anschreiben. Bin aber leider nie dazugekommen. Aber ein Verdienst kann ich für mich in Anspruch nehmen, ich habe alle diese geschäftlichen Sachen stets sorgfältig auf die Seite gelegt.»

Die Mutter flüsterte ihrem Sohne zu: «Oder besser gesagt, ich habe sie beim Putzen der Kleider gefunden, glattgestrichen und in sein Geheimfach hinauf gebracht.» Die Hände auf den großen Papierhaufen gelegt, fragte Wolfgang: «Und ich, was soll ich damit anfangen? Was muß ich mit all dem tun?» Vater Oswald stemmte seine Fäuste auf den noch freien Tischrand, neigte sich darüberhin und sagte: «Zuerst sollst du den Rechnungsfehler der Bank herausfinden. Der Verwalter schreit Zeter und Mordio, telefoniert jeden zweiten Tag und schreibt dazu noch freche Briefe. Du wirst den letzten zu unterst finden. Ich habe ihn obenauf gelegt. Er hat Angst um seine Batzen und bringt mit seinem Gejammer meine Frau ganz aus dem Häuschen. Ich kann dir heute leider nicht helfen, ich habe den Bubenchor auf den Nachmittag bestellt. Aber wenn du etwas fragen willst, dann können wir ja beim Nachtessen darüber reden.»

Nach dieser feierlichen Rede verschwand er aus der Stube, denn die Singbuben standen schon vor dem Haus.

Zuerst holte die Mutter Teller und Glas, winkte ihrem Sohn, er solle mit ihr in die Küche kommen. Dort präsentierte sie ihm nochmals das unterbrochene Zabig und

erklärte ihm ihre peinliche Lage. Während diesem langen und schwierigen Gespräch hörten sie von der oberen Stube her das fröhliche Singen der Buben und die Klänge von Vaters feingestimmtem dritten Klavier.

Wie geschwind ein Älpler in die Hosen schlüpft.

Die Herbststürme rissen die dürren Äste aus den Baumkronen. Der Winter legte eine weiße Decke über die Matten und das Geröll. Der Frühling weckte und lockte neue Kräfte aus dem Boden, Strauch und Busch zierten die Landschaft mit herrlicher Blütenpracht. Duftendes Gras wurde eingefahren und das erste Heu. Viehherden füllten die Straßen und das Gebimmel ihrer Glocken erfreute die Frauen, die mit Leidenschaft der alljährlichen Hausputzete verfallen waren.

Im Frühsommer steigen drei junge Leute auf der Bergstation der Luftseilbahn aus, nehmen sogleich den stotzigen Weg unter die Füße und wandern durch Wald und Grün hinan. Luzia, ihre Freundin und deren Mann.

In jugendlicher Beschwingtheit, die Last der Rucksäcke kaum spürend, überwinden sie den Anstieg und schlendern an Bach und Blumen vorbei über die Alpen. Auf der Kante einer Anhöhe steht eine Hütte neben einem niedrigen Stall. Luzia führt die beiden Gespanen darauf zu und sagt: «Jetzt wollen wir einmal ausprobieren, wie geschwind so ein Älpler Hemd und Hosen wechseln kann.»

Sie treten in das Dunkel der Hütte ein, sehen vier Männer in dem rußgeschwärzten Raum am Tisch sitzen und gemütlich aus einer Mutte Hörnli essen, die von Butter glänzen und mit einer duftenden Zwiebelschweizi übergossen sind. «Guten Tag miteinand», ruft Luzia von der Türe her.

Der Vater kippte die Schublade mit allen Briefschaften auf den Tisch.

«Wir wollen euch nicht stören. Wir wünschen guten Appetit und möchten nur nach dem Weg auf den Paß fragen.»

Drei Männer nicken und murmeln auch einen Gruß. Der Junge auf dem vorderen Bänkli dreht sich um, schaut voll Staunen zu den Eindringlingen hin und läßt seinen Löffel fallen. «Potz Blitz und Saperment», ruft er, «das ist ja die Luzia!» In einem Schwick steht er vor den Gästen. Luzia stellte vor: «Herr und Frau Flammer, zwei Bergfreunde!», Heinrich wischt seine Hände an den dreckigen Hosen ab und begrüßt alle drei, ladet sie ein, an den Tisch zu kommen. Zu essen hätten sie zwar nicht genug, aber das Feuer sei noch in vollen Flammen und bald eine zweite Portion bereit. Tatsächlich knisterte der Gluthaufen

neben dem Käskessi. Flink wirft Heinrich einige lange Scheite darauf.

«Nein, nein», wehrt Luzia ab, «wir haben übergenug mitgenommen. Aber gegen einen Schluck kühler Milch hätten wir nichts einzuwenden.» Also setzen sie sich zu den bärtigen Männern. Der eine holt drei Tassen vom Gestell, Heiri bringt eiligst Milch aus dem Kühlhaus, und dann geht das Fragen und Berichten an. Das Prasseln des Feuers schafft eine gemütliche Stimmung und der Rauch juckt in den ungewohnten Augen.

Nach einem zutraulichen Gespräch meint Luzia: «Eigentlich haben wir uns hierher verirrt. Wir wären recht froh, wenn uns einer von euch den Weg auf den Paß erklären könnte.» Der alte Bartli zeigt mit dem Daumen auf das halbblinde Fenster und sagt: «Schräg hinauf zur Brennerhütte, dann rechtsabbiegen gegen den Zopfwald und von dort über den Graben und dann immer links hinauf. Von da aus seht Ihr dann besser. Ist auch ein guter Weg.»

Heinrich aber meint: «So leicht ist das doch nicht zu finden. Ich hole nur schnell meine Bergschuhe, dann komme ich ein Stück weit mit.» Der Bartli stößt seinen Tischnachbar mit dem Ellbogen an und meint: «Auf Heiris Arbeit können wir heute nicht mehr viel zählen.» Und tatsächlich, Luzias Berechnung stimmt, in wenigen Augenblicken steht Heinrich in frischgewaschenem Hemd und gebügelten Hosen vor ihnen und meldet sich als zuverlässiger Bergführer.

Aus den vier Wanderern bilden sich zwei Gruppen. Der Schwung des morgendlichen Anstieges ist vertan. Immer weiter bleiben der Bergführer und Luzia zurück. Das Paar muß allein den Weg suchen. Nur wenn sie sich verlaufen, ruft ihnen Heinrich zu, wohin sie gehen sollen.

So erreichen sie die Paßhöhe. Eine weite Rundsicht in eine romantische Bergwelt tut sich ihnen auf. Sie packen ihre Rucksäcke aus und bewirten nun den Begleiter. Wurst und Speck, Hühnerbein und Gänseleber wird ihm angeboten, aber der Sinn steht ihm nicht darnach. Er würde noch so gerne auf diese Leckerbissen verzichten, wenn er Luzia mit zurücknehmen könnte. Er sagt so nebenbei: «Von hier ist die Talwanderung sozusagen ein Kinderspaziergang. Der Weg ist gut zu erkennen und tadellos markiert. Man könnte ihn eigentlich in Nacht und Nebel nicht verlieren.»

Herr Flammer dankt ihm für diese Auskunft und auch für Mühe und Zeit, die er an sie verschwendet habe. Sie seien froh, daß sie ihn weiterhin nicht mehr in Anspruch nehmen müssen. Seine Frau aber, die seit dem Eintritt in die Hütte ihre Blikke keineswegs im Zaum gehalten und den jungen Mann ständig beobachtet hat, ist gleicher Meinung. Sie zwinkert Luzia zu und spricht: «Nach meiner Berechnung sind wir recht spät dran. Wenn wir den Anschluß an den Zug nicht verpassen wollen, müssen wir jetzt aufbrechen und tüchtig marschieren. Wir haben viel Zeit verloren mit diesem lamaschigen Tempo bis hierher. Besser ist, Luzia begleitet den tüchtigen Bergführer zurück, damit er seine Hütte nicht verfehlt.»

Wie der verlorene Geldbeutel gefunden wird.

Zuerst wollte Heinrich auffahren und diese Beleidigung zurückweisen. Aber gleich blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, so einen vernünftigen Vorschlag habe er noch selten gehört. Luzia packt ihren Rucksack aus, hob ihn auf, schüttelt ihn aus, füllt wieder ein, sucht hastig und nervös den Lagerplatz ab und jammert, sie habe ihr Portemonnaie verloren. Zuerst suchen alle vier, rutschen auf den Knien und finden nichts. Frau Flammer sagt, es habe keinen Sinn, noch länger Zeit zu verlieren, sie habe den Geldbeutel wohl auf dem Weg verloren. Heinrich werde ihr schon suchen helfen. Das Paar nimmt mit Bedauern und Dank Abschied. Heinrich tröstet Luzia. Seinen Sperberaugen entgehe auch nicht das kleinste Ding. Sie schlendern zurück, die Blicke suchend auf den Boden gerichtet. Nach einiger Zeit sagt das Mädchen: «Schau den blauen Himmel, den Gletscher mit seinem Schimmer und wie die Berge, je weiter sie entfernt sind, in tieferes Blau

getaucht sind. Wäre doch schade, wegen einem blöden Geldsäckli ständig auf den Boden zu starren, das ohnehin in meiner Jackentasche unter Reißverschluß gut versorgt ist.»

Heinrich schaut noch so gerne vom Boden auf und in das schelmische Gesicht Luzias. Er legt ihm beide Hände auf ihre Schultern und sagt: «Du bist halt doch ein goldiger Schatz.» Da er sie aber näher an sich ziehen will, wehrt sie sich: «Bitte keine Mißverständnisse. Ich wollte nur die beiden Jungverheirateten nicht weiter stören und komme mit dir, weil auf dieser Seite die Berge so schön von der Sonne beschienen sind.»

Übermütig, zum Jauchzen und Springen aufgelegt, laufen sie über die Alp, setzen sich auf einen Stein, wandern weiter und haben gar viel zu bereden.

«Was hast du für den Herbst im Sinn?» frägt Heinrich, «willst du weiter Stallmagd bleiben?» «Bin ich nicht mehr», beginnt Luzia zu erzählen, «von den großen Städten und dem Leben in der weiten Welt habe ich vorläufig die Nase voll. Bin froh, daß ich noch ganz und heil zurückgekommen bin. Für Jeannette mußte ich, kaum waren wir von der Reise zurück, in der Nacht den Tierarzt holen. Er blieb bis gegen Morgen da und hat mir den Kopf vollgeschwatzt. Im Tierspital wüßte er eine interessante Beschäftigung für mich. Er suche schon längst genau so eine Tochter, wie ich sei. Er redete wie ein Buch und schilderte die Arbeit in den schönsten Farben. Ich ging einmal hin, kündigte und trat ein. Sie wollten mit mir sogleich einen Lehrvertrag abschließen. Aber ich weiß noch nicht, ob ich im Herbst wieder ans Gymnasium gehe.»

Diese Aussicht entzückt Heinrich nicht sehr. Er frägt: «Was willst du denn eigentlich studieren?» Luzia macht ein ernstes und gelehrtes Gesicht und sagt: «Am liebsten Psychologie und Soziologie.» «Was ist denn das?» frägt er. «Ja, wie soll ich das genau erklären», überlegt sich das Mädchen, «einfach ausgedrückt heißt das Seelen- und Familienkunde. Dazu hilft mir meine Tätigkeit im Tierspital als ausgezeichnete Vorbildung.»

Luzia sagt: «Mir scheint, du entwickelst dich zu einem edlen selbstlosen Mann.»

Sie sitzen im Schatten einer Wettertanne, die ihre Äste weit ausstreckt. Er hat seinen Arm auf Luzias Schultern gelegt. Vor sich hersinnend meint er: «Du, kannst du die Seelen- und Familienkunde einzig nur auf der Schulbank studieren? Du weißt, ich bin nicht so sehr für Theorien. Ich meine, die Praxis könnte doch auch allerhand Wissen vermitteln. Weißt du, solche studierte Frauenzimmer bekommen

meist den Größenwahn, werden mit der Zeit griesgrämig und ungemütlich. Halten Vorträge, die keinen Menschen interessieren und werden im besten Fall Erbtanten. Ich denke mir, an eigenen Kindern könnte man auch Familienkunde betreiben.» «Ein überaus tiefsinniger Gedanke, den du da aus deinem klugen Kopf hervorgebracht hast», höhnt Luzia, «du möchtest mir gerne deinen guten Rat erteilen und denkst dabei gewiß nur und allein an meine Zukunft. Ich staune, wie du dich immer mehr zu einem selbstlosen und edlen Mann entwickelst.»

«Das Kompliment ist leider nicht am Platz», sagt Heinrich offen, «ich bin gegen deine Studiererei, weil ich dich daheim haben möchte und zuletzt noch ganz bei mir daheim, Luzia.» Mit einem lieben Blick und sanftem Lächeln sagt das Mädchen: «Ich kann mich erinnern, du warst in der dritten Klasse und ich ein kleiner Knopf. Wir saßen auf dem Bänkli bei unserem Stall, da hast du mir so ungefähr das gleiche gesagt, nur nicht so kompliziert. Übrigens, weißt du, wie das vor Gericht ausgegangen ist mit dem Prozeß des Gemeindepräsidenten gegen den Schundartikel, den unser Ruedi geschrieben hat?» Heinrich ist auf diesen plötzlichen Wechsel im Gespräch nicht gefaßt. Ungern sieht er, wie Luzia aufsteht, seinem Arm entschlüpft und einige Schritte macht.

«Ja mit dem Prozeß», beginnt er zu berichten. «Das Urteil ist nicht veröffentlicht. Die Zeitschrift schickte einen Anwalt, Salomon Rosenstrauch hieß er. Dieser zerzauste dann den Artikel und jedes Wort der Anklage, bis nur noch die Punkte und Kommas übriggeblieben sind. Man weiß nicht so recht, ob die Zeitschrift oder der Ruedi die Buße bezahlen muß, aber man munkelt und redet immer noch im Dorf. Dem Schneckentoni wurde eine saubere Wohnung angeboten, aus dem Spital und dem Altersheim ist er verduftet. Jetzt im Sommer weiß kein Mensch, wo er herumstreicht.»

«Und noch eine Frage», beginnt Luzia im Weitergehen, «ich sehe dich ja so selten und komme wenig mehr heim. Will dein Vater den Rechtsstreit wegen unserer Quelle wieder vor Gericht bringen?» Zornig bleibt Heinrich stehen. «Wenn er das tut, dann laufe ich ihm davon. Dann gehe ich als Knecht ins Ausland.»

Luzia lacht ihm ins Gesicht und sagt: «Schade, immer im unglücklichsten Zeitpunkt ist eins von uns zweien im Ausland. Und jetzt muß ich auch gehen, sonst verpasse ich die letzte Talfahrt. Tschau Heiri, ich danke dir für alles.» «Für was alles?» frägt er. Luzia reicht ihm die Hand. «Für alles, was du mir gesagt hast. Behüt dich Gott.» Mit einem Ruck nimmt es die Hand aus der seinen, wendet um und ist in ein paar Sprüngen außer Sicht.

Ein zerschlagener Kopf im Schnee und auf weißen Kissen.

Ein anderer Bergsteiger ist um diese Zeit auch in den Flühen, mit Rucksack und Fotokameras behängt, steigt den Blumen und Tieren nach, um schöne und seltene Bilder einzufangen. Unerschrocken und waghalsig klettert er, wartet geduldig auf ein Murmeltier, auf einen scheuen Dachs. Nächtigt in verlassenen Hütten. Überquert den Gletscher. Wechselt den Standort je nach Beleuchtung und Wind. Aber die Bilder, die er aufnimmt, bringt er nicht heim. Sie bleiben in einer Schrunde oder zwischen den Steinen der Geröllhalde liegen, in den zerschlagenen Kameras, dort, wo nie ein Mensch vorübergeht.

Und er, der kühne Kletterer, liegt im Schnee unter einer Felswand mit einem roten Heiligenschein von Blut um den Kopf. Das Bein verrenkt, die Arme ausgebreitet. Ein Hüterbub sieht ihn, kann aber nicht zu ihm gelangen. Zitternd und hilferufend eilt er zur Clubhütte und meldet die grausige Nachricht. Der Hüttenwart gibt die Meldung weiter. Bergfreunde machen sich auf den Weg.

Nur langsam kommt die Kolonne vorwärts, ohne Weg durch Karrenfeld und losen Stein. Unüberwindliche Felsen müssen umgangen, morsches Gestein erstiegen werden. Ohne zu rasten, ohne den Mut zu verlieren, nehmen sie jedes Hindernis in

Kauf. Sie sehen den Körper, wie er der prallen Sonne ausgesetzt ist und suchen, näher zu kommen. Über ihnen peitscht ein metallener Flügel die klare Luft. Ein Helikopter schwirrt und surrt, sucht drehend und wendend einen Landeplatz und senkt sich hernieder.

Zwei Männer steigen aus, legen den Verunglückten auf eine Bahre. Hantieren mit Seilen und steigen wieder ein. Langsam hebt sich die Maschine. Die Seile straffen sich. Die Bahre löst sich vom Schnee, schwebt pendelnd in der Luft und verschwindet hinter den Zacken und Schründen.

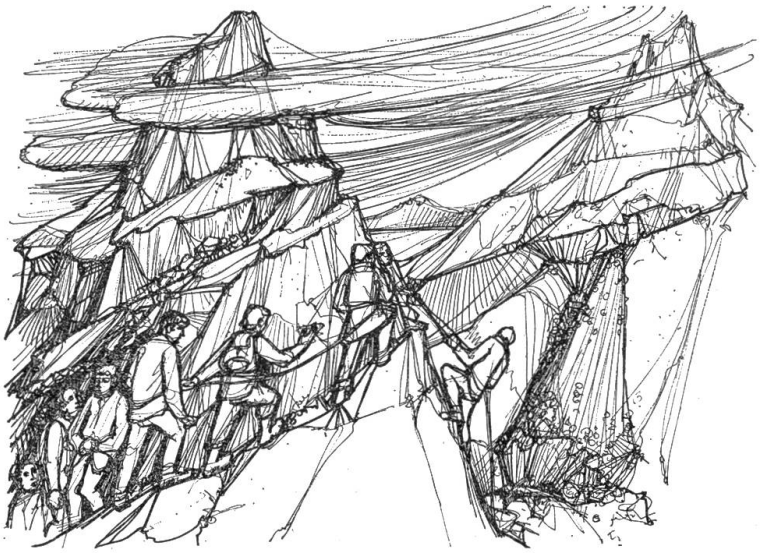
Die Rettungskolonne begibt sich auf den gefährlichen Rückweg. Keiner von ihnen weiß, wen das Unglück getroffen, wer den roten Fleck auf dem Schnee zurückgelassen hat.

Im Spital mühen sich die Ärzte um den zerschlagenen Leib, um den armen Kopf. Was in den Taschen der Kleider gefunden wurde, liegt im Büro auf dem Tisch, Taschenmesser, Zigaretten, Feuerzeug, Schreibstift und Bruchstücke einer Sonnenbrille. Der Garantieschein eines Photoapparates, von einer Zürcher-Firma ausgestellt, ohne Adresse des Käufers, aber mit genauer Nummer der Kamera.

Eine Kette von Telefongesprächen läuft ab. Das Fräulein bemüht sich, den Namen zu erfahren, die Angehörigen aufzuspüren. Umsonst sucht sie die den endlich gefundenen Namen im Telefonbuch. Das Sekretariat der Universität wird angerufen. Das mühsame Suchen geht weiter.

Im Haus auf der Reckenmatt schrillt am frühen Morgen die Telefonglocke, reißt Vater und Mutter aus dem Schlaf. Aufgeschreckt und verwirrt eilt Oswald an den Apparat und meldet sich. Eine Frauenstimme spricht: «Hier ist Goldberger.» «Wie bitte? Ich verstehe nicht?» frägt Oswald. Noch einmal: «Hier ist Goldberger, Wigi Goldberger. Bin ich richtig. Sie sind doch Ralphs Vater?» «Ja das bin ich, was ist denn?» Der alte Mann lehnt sich über das Pult, sucht einen Halt, warum spricht sie nicht, er hört nur Wimmern und Weinen und endlich versteht er. «Ralph liegt im Spital, in Altdorf, er ist in den Bergen gestürzt. Sie haben ihn operiert. Vielleicht wird es wieder gut. Aber der Kopf. Er liegt noch in Ohnmacht. Kommen Sie noch rechtzeitig. Ich bin dort, fragen Sie im Büro. Allmächtiger Gott, er sieht so elend aus.» Der Vater frägt und frägt, erhält keine Antwort. Die Leitung ist unterbrochen.

«Halt, jetzt nur nicht den Verstand verlieren», denkt Oswald, «die Mutter, wie nimmt sie es auf, der Fahrplan, die Schule, nur jetzt ruhig bleiben.» Und so geht er in die Kammer und an das Bett seiner



Nur mühsam kommt die Rettungskolonne näher.

Frau und versucht ihr, mit Schonung den großen Schrecken und die fürchterliche Angst zu erleichtern.

Sie sitzt aufgerichtet im Bett, ahnt, daß etwas Schreckliches geschehen ist. Mit starren Augen nimmt sie die Nachricht entgegen, dann bedeckt sie ihr Gesicht mit den Händen und sinkt in die Kissen zurück: «Barmherziger Gott, du kannst ihn so nicht sterben lassen. Er war im Grund ein guter Sohn. Aber jetzt nicht sterben lassen!»

Dann das Hasten nach Wäsche und Kleidern. Die winzigen Zahlen im Kursbuch tanzen durcheinander. Bericht an Wolfgang und Luzia, das Packen des Koffers, die Eile zum Bahnhof und die endlose Fahrt.

In Altdorf sehen sie von weitem den mächtigen, hohen Bau. Zaghaft schreiten sie durch das Portal und erkundigen sich bei der Auskunft. «Der Arzt hat leider alle Besuche verboten», sagt das Fräulein. «Dann lebt er noch», spricht die Mutter. Das Fräulein führt sie in ein Zimmer und gibt Bescheid: «Warten Sie hier. Vielleicht können Sie mit dem Arzt reden. Im Augenblick ist er noch im Operationssaal. Eben wurde ein Verkehrsunfall eingeliefert, drei Personen. Es wird schon einige Zeit dauern. Ich will unterdessen nachfragen, wie es Ihrem Patienten geht.»

Damit beginnt das unselige Warten, das Hangen und Bangen. Oswald sinnt vor sich hin, eilt in seinen Gedanken die unglücklichen Stunden dieses Morgens zurück und denkt: «Allmächtiger Gott, hat sie gesagt, die Wigi, am Telefon. Vielleicht hat sie doch einen Glauben.»

Und dann die Heimkehr in derselben Not. Immer wieder denken sie an die Worte des Arztes: «Er ist robust. Solange er atmet, besteht Hoffnung. Wir konnten nur die äußeren Schäden behandeln. Wie es im Innern aussieht, wissen wir nicht,»

Zwei Wochen dauert diese Qual. Immer noch fehlt ihm das Bewußtsein. Immer dieselbe Auskunft in andere Worte gekleidet. Er wird künstlich ernährt, schlägt um sich. Muß Nachtwachen haben, die im Spital fehlen.

In liebevoller Pflege.

In diesen Tagen kommen Baumaschinen auf die Reckenmatt, wühlen im Boden, schichten die Erde zu großen Haufen. In die grünen Matten hinein fressen sie einen breiten Graben, bauen eine Straße.

Wolfgang hat die Träume und Pläne, die Projekte und Finanzen, die Einsprachen Verekunds und die Korrespondenzen mit der Bank in die Hände genommen, in zugriffige und starke Hände. Hat sich mit Fachleuten in Verbindung gesetzt, mit Sachkundigen und mit solchen, die Baugrund suchen. Er hat mit den Behörden verhandelt, den Überbauungsplan bereinigt und eine riesige Bildwand an die Straße stellen lassen, auf dem die einzelnen Grundstücke eingezeichnet und dargestellt sind.

Nicht leicht war es für ihn, den Vater soweit zu bringen, sein Einverständnis zu geben, daß in der ansteigenden Matte unter dem Haus zwei Zeilen Wohnhäuser erstellt werden dürfen. Oswald wollte zuerst nur in der oberen Matte bauen lassen, die Aussicht aus den Stubenfenstern sollte unbeschadet bleiben.

Und nun tobten, rumorten, wühlten und wälzten die Maschinen. Die Motoren dröhnten und verpesteten die Luft. Aber des Vaters Sinne waren nicht auf diese Verwüstung gerichtet. Sie kehrten immer wieder in das Spitalzimmer nach Altdorf zurück, wo er seinen Sohn beim zweiten Besuch hatte liegen sehen, den glatt rasierten Kopf mit Pflastern verklebt, das Gesicht schmerzlich zuckend, das Bein in dikkem Verband. Zehn Minuten hatte der Arzt ihm bewilligt, am Bett zu sitzen. Die Schwester mußte im Zimmer bleiben und ihn sogleich hinausschicken, wenn Ralph aus seiner Ohnmacht erwachen sollte. Man hatte ihm zu verstehen gegeben, es sei nicht ratsam, wenn der Sohn mit seinem ersten Blick den Vater erkenne.

Luzia fuhr hin und übernahm Nachtwachen. Für sie war es nicht leicht, den oft wild um sich Schlagenden zu beruhigen und zu halten. Todmüde verließ sie am Morgen das Spital, von Erschöpfung und Ungewißheit gequält.

Da sie an einem kalten Vormittag aus dem Portal ins Freie trat, kam eine junge, schlanke Frau auf sie zu und sagte: «Sie sind Luzia, Ralphs Schwester? Ich habe auf Sie gewartet. Wie geht es ihm?» «Er ist noch nicht bei Verstand», sagte das Mädchen und schaute fragend in das fremde, hübsche Gesicht. «Ich habe Sie sofort erkannt, Sie gleichen ihm. Ich bin Wigi Goldberger. Wir haben uns noch nicht kennen gelernt. Glauben Sie, er wird es überstehen?» «Ich hoffe und hoffe», seufzte Luzia, «und wenn ich von ihm weggehe, ist mir doch, als ob ich ihn das letzte Mal lebend sehe. Mir ist unendlich schwer.» «Reisen Sie zurück?» fragte Wigi, «warten Sie. Ich fahre Sie zum Bahnhof.» Springend eilte sie zu einem roten Sportwagen, ließ den Motor aufsummen und kam rückwärts heran.» «Bitte steigen Sie ein, wir können so bis zur Abfahrt etwas Zeit gewinnen.»

Ohne Lärm und Getöse glitt der Wagen mit den beiden Mädchen auf die Straße hinaus und dann in rassiger Fahrt nach Flüelen zu. Luzia schaute auf die schlanken Hände, die mit sicherem Griff das Steuerrad hielten, gepflegte und elegante Hände. Sie warf auch einen verstohlenen Blick auf das frische Mädchengesicht, das unverwandt auf den Verkehr gerichtet war. «Ich bin ja schnell wieder zurück», bemerkte sie, «die Krankenpflegerin wird mich solange nicht vermissen.» Geschickt schlängelte sie sich zwischen den Fahrzeugen hindurch und über die Geleise. Parkte den schnittigen Zweisitzer und stieg aus.

«Die frische Luft wird Ihnen guttun, kommen Sie, wir gehen ein paar Schritte an den See.» Mit diesen Worten nahm sie Luzias Arm, «ich bin ganz gewiß, daß er durchkommt. Wenn innere Blutungen vorhanden wären, dann hätte er nicht so lange ausgehalten. Ich kann einfach nicht daran glauben, daß er sterben muß. Und wenn er lebt und geheilt ist, dann wird es ein anderes Leben. Ich selbst, und ich weiß, er auch, wir haben beide unter diesem Zerwürfnis gelitten. Und ich sage Ihnen offen, meine Eltern sind am Verzweifeln.»

Noch immer lag er bewußtlos im Spitalbett.

In ihrer Erschöpfung vermochte Luzia keine Gedanken zu fassen. Sie hörte zu und ging von diesem fremden Mädchen geführt, willenlos dem Ufer entlang. Wieder begann sie: «Ralph hat ungeheure Kräfte in sich. Er will hoch hinaus und darum meint er, er müsse alle Bindungen sprengen. Auch ich will frei sein und mein eigenes Leben aufbauen. Jedoch habe ich mich nicht ohne das Einverständnis meiner Eltern freigemacht. Wir treffen uns oft, und auf eigenartige Weise haben wir uns lieb. Sie haben mir diesen Wagen geschenkt und möchten mit Ralph näheren Kontakt. Aber er wehrt sich unerbittlich.» «Es ist

ein Elend», sagte Luzia, «ach, er macht sich alles so schwer. Er schadet sich geradezu mit Wohllust und schafft sich und andern unendlich viel Leid. Ich hätte ihm oft schon gerne das Gesicht zerkratzt. Und jetzt bange ich um jeden Atemzug.» «Ich weiß, wie viel Echtes und Gutes in ihm steckt», fuhr Wigi fort. «Er ist nur zu sehr mit gefährlichen Kameraden verstrickt. Aber er wird sie durchschauen und wird sich auf dieselbe radikale Art von ihnen lossagen, das bin ich gewiß. Aber jetzt höre ich den Gotthardzug, wir müssen zurück. Wie manchen Zug habe ich in seinem Zimmer vorbeifahren gehört. Und wie viele muß er noch hören. Ich muß gehen. Ich danke Ihnen, Luzia. Wir sollten zusammenhalten. Auf Wiedersehen!» «Auch ich danke, Fräulein Goldberger, daß Sie so fest an ihn glauben.» Winkend sprang Wigi zum Wagen.

Ein doppelsinniges Gespräch.

In seinem schönsten Sonntagsgewand, mit braunen Halbschuhen und seinem kekken Hut auf dem Kopf, reist Heinrich gegen Abend in die Stadt. Marschiert selbstsicher durch den Verkehr. Sucht das Haus, in dem Luzias Großonkel wohnt und steigt klopfenden Herzens die Treppen hinauf, läutet und wartet geduldig, bis er schlürfende Schritte vernimmt und sich die Türe öffnet. Großonkel in Pantoffeln, eine nicht eben frisch gewaschene Küchenschürze umgebunden, steht da und schaut den Besucher fragend an.

«Ich bin der Heiri vom Verisbühl. Ihr habt mich schon lange nicht mehr gesehen. Ist die Luzia da?» «Ja, die kommt, wann sie will», gibt er Bescheid, «jetzt erinnere ich mich, du warst noch ein Bub damals und hast beim Melken geholfen. Oh je, wie die Zeit vergeht. Komm nur herein in die Stube. Muß nur das Gas unter der Suppe zurückdrehen.»

Heinrich schaut sich in der Stube um, betrachtet die modernen Möbel und Bilder, die gestreiften Vorhänge und den fremdländischen Teppich und sagt zum hereinkommenden Koch, der die Schürze losbindet und auf einen Fauteuil wirft: «Für einen ehemaligen Bauersmann seid Ihr nobel und hübsch eingerichtet. Ja, ja, wenn man's hat und sich's leisten kann.« «Ist nicht viel des Rühmens», meint der alte Mann, «mußte ja alles neu anschaffen, ist mir kein Schrank und kein Stuhlbein geblieben. Da habe ich eben gekauft, was zu haben war. Und wenn man ein krankes Herz hat und die Gliedersucht reißt, kann man sich auch nicht viel leisten. Du trinkst ein Glas Portwein mit mir, Heiri. Allein mag ich nicht, aber wenn ein lieber Mensch zuprostet, dann freut's mich.» Schon greift er nach der Flasche auf der Kredenz, sucht Gläser und schenkt mit zitternder Hand ein.

Der junge Mann muß nicht lange nach Worten suchen. Großonkel ist gerne bereit zu einem Schwatz: «So, wegen der Luzia kommst du. Ja, das ist ein liebes Kind. Bin froh, daß sie wieder von ihrer Weltreise zurück ist. War eine schlimme Zeit für mich. Tagelang keinen Bericht, kein Telefon und dann flugs wieder einen Brief aus einer anderen Weltstadt. Ist auch nichts für ein junges Mädchen, mit Dieben und Gaunern aller Länder zusammenzuleben. Aber was die im Kopf hat, das wird durchgebissen, ob es ihr gefällt oder nicht. Was sie jetzt macht, ist ja auch nicht gerade immer gemütlich und nicht recht passend für ein so feinfühliges Kind. Aber wie gesagt, was sie will . . .» «Kind, Kind», meint Heinrich, «ist ja auch schon nicht mehr richtig, ist doch bald zwanzig.» «Neunzehn», korrigiert Großonkel und nippt wieder an seinem Glas, «mir ist recht, was sie macht, wenn sie nur hier bleibt. Freilich, manchmal hat sie spät Feierabend, aber seinerzeit, da sie jeden Abend bis in die Nacht gelernt hat, war sie ja auch nicht frei. Nur jetzt sieht sie elend aus, wegen dem Bruder, dem Lausbub. Und von den Nachtwachen hat sie sich auch nicht erholen können, es ist Saison im Tierspital. Du bleibst zum z'Nacht? Ich hab noch ein Rauchwürstli und kann noch etwas in die Suppe nachschütten.»

Schließlich landen sie in der Küche und stehen bei den dampfenden Pfannen, bis sie

hören, wie die Türe aufgeht und Luzia ruft: «Großonkel, Großonkel, guter Bericht, Ruedi ist über den Berg mit aller Garantie, wo bist du denn, du bekommst einen Kuß auf beide Backen und einen mitten auf die Nase.» Inzwischen hat sie ihre Mappe ins Zimmer geworfen und tritt unter die Küchentüre, um allsogleich die versprochenen Küsse auszuteilen. Sieht den Heinrich und ruft: «Was, du bist auch da? Macht nichts, du bekommst auch einen.» Nimmt ihn um den Hals und küßt ihn auf den Mund. «Bericht vom Arzt! Untersuche abgeschlossen! Der Schädel wächst tadellos zusammen, das Bein ist nicht kürzer, nicht länger. Patient hat einen Appetit wie ein Braunbär. Ich habe Kuchen mitgebracht. Heinrich, du bekommst auch ein Stück, jetzt wird gefeiert!»

Und wie wird gefeiert. Luzia holt eine zweite Flasche aus dem Keller. Die drei sitzen so fröhlich um den Tisch, plaudern, reden, necken sich, bis der Großonkel schläfrige Augen bekommt, dann und wann seine Hand aufs Herz legt und auffällig kurz atmet. Luzia schaut dem eine Weile zu und sagt: «Du, Großonkel, dir lege ich jetzt einen nassen Kirschlappen aufs Herz und mustere dich unter die Decke. Hast du deine Medizin genommen? Komm, wir wollen lieber vorsorgen.» Sie hilft ihm vom Stuhl auf, führt ihn sachtsam hinaus und verschwindet vorsichtig schreitend mit ihm in der Kammer.

Nun hat Heinrich Zeit, darüber nachzudenken, welch glücklichen Tag er mit seinem Besuch getroffen hat, wie lieb Luzia mit dem alten Mann umgeht und wie süß der Kuß von des lieben Mädchens Lippen geschmeckt hat. Suppe, Wurst und Kuchen vermochten nicht, dieses herrliche Gefühl zu verwischen.

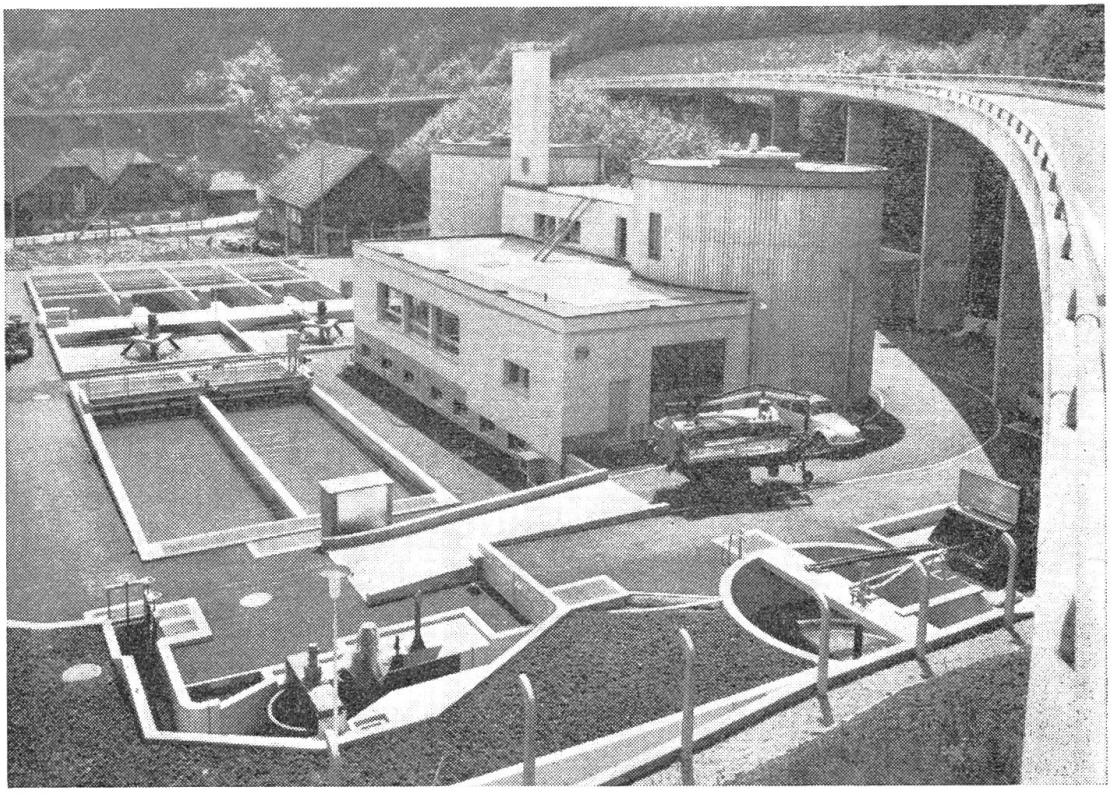


Foto Arnold Odermatt, Stans

Die Gemeinde Hergiswil hat als erste im Kanton Nidwalden eine vollausgebaute dreistufige Abwasserreinigungsanlage (ARA) (mechanisch, biologisch, chemisch) erstellt. Die Gesamtkosten für die ARA und die Sammelkanäle belaufen sich heute bereits auf neun Millionen Franken.

Lachend kommt Luzia zurück, betrachtet die braunen Schuhe, die Bügelfalten, die rotgemusterte Krawatte, den feingebügelten Hemdkragen und zuletzt noch eingehend das fröhliche Gesicht Heinrichs und lacht. «Du hast wieder einmal Glück. Kommst just in dem Augenblick, da ich die ganze Welt umarmen möchte und bist mir mitten im Weg.» Blitzartig schnellt er aus seinem Stuhl auf und stellt sich diesem Freudentaumel bereitwillig zur Verfügung, nicht ohne dem überschäumenden Glücksgefühl seinen kräftigen Beitrag zu leisten.

Da sie nach einiger Zeit wieder den Boden unter den Füßen spüren und in die Polsterstühle sinken, beginnt, bei Luzia zuerst, der Verstand wieder zu erwachen. Sie sucht eifrig nach einem Schnupftüchlein und frägt: «Was willst du eigentlich hier? Warum bist du gekommen?» «Zu dir, wegen dir», sagt er ernst, «ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten. Ich wollte dich wieder einmal sehen, und habe Verschiedenes zu fragen.»

Sie lehnt sich in ihren Stuhl zurück, wie eine feine Dame und sagt: «Du glaubst, ich könne dir erschöpfend Auskunft geben.» «Das schon», meint Heinrich, «das heißt, wenn du willst.» «Am Willen fehlt es nicht», sagt sie lächelnd, «mein Großonkel redet immer davon, mein Wille sei unbeugsam.» «Ich weiß nicht recht», beginnt er zögernd, «wie ich dir das erklären, wo ich anfangen soll» und nach einer langen Pause fährt er fort: «Meine Mutter hat gesagt, ich solle heiraten. Der Vater ist oft krank und sie mag nicht mehr recht, hat's in den Gelenken.» «Hast du einen Schatz, Heinrich?» «Ja, das schon», sagt er zaghaft. «Ist sie groß, dick, stark, blond, versteht sie etwas von der Landwirtschaft?» frägt das Mädchen. «Blond und mit den Kühen aufgewachsen», erklärt er, «aber schlank und hübsch. In meinen Augen geradezu eine Schönheit.» «Dann wünsche ich dir herzlich Glück, mein Lieber», und lacht dazu. «Ist heute gar nicht leicht für einen Bauernsohn, eine so edle Perle zu finden und zu binden.»

«Eben mit dem Binden hat es seine Schwierigkeiten«, meint er. «Warum, ist sie wetterwendisch, unentschlossen», frägt Luzia, «liebt sie dich? Küßt sie dich?» «Ja, das schon», gibt er zaudernd zu, «leider nur selten, und sie ist noch sehr jung.» «Dann mußt du eine andere suchen, Heinrich, «wenn sie bei euch einziehen muß, der Mutter eine Hilfe sein und den Vater pflegen, die ganze Hausarbeit auf sich nehmen. Für all dies muß sie erfahren sein, robust und tüchtig. Sonst kommt sie unter die Räder.»

«Du weißt Luzia», fährt er fort, «wir haben noch ein Haus im Dorf. Die Mutter will dorthin ziehen. Sie meint, die Wohnung im ersten Stock, alles auf dem gleichen Boden, das könnte sie noch prestieren.» «Wie alt ist denn dein Schatz?» frägt sie munter weiter. «Neunzehn, aber flink und angriffig, gescheit und gut geschult», rühmt er im Brustton. «Und die will dich heiraten», staunt das Mädchen mit zweiflerischer Miene. «Das eben, weiß ich noch nicht genau», sagt Heinrich und tut sehr verlegen. «Dann mußt du sie eben fragen. Vielleicht wartet sie sehnlichst darauf. Bei den Mädchen kann man nie wissen», meint Luzia. «Ich möchte ja eben und getrau mich nicht so recht, weiß nicht, wie ich das vorbringen soll», stottert er. «Sie darf mir um alles in der Welt nicht nein sagen.» «Besser ein Nein als Höllenqualen», behauptet Luzia ganz energisch. «Aber ich rate dir, du gehst zu ihr hin. Redest vom Wetter und vom Militärdienst. Wenn der Vater ein leidenschaftlicher Schütze ist, vom Schießen. Redest und sprichst, bis die Mutter verschwindet und der Vater in die Wirtschaft geht, Hund und Katz am Ofen einschlafen. Dann nimmst du ihre Hand, schaust ihr mit einem bestechenden Blick in die Augen und stellst in drei Worten die entscheidende Frage. Kurz, knapp und vor allem die Hand nicht mehr loslassen.» Wie ein geölter Blitz springt Heinrich auf, ergreift des Mädchens Hand und frägt: «Willst du mich?»

«Ausgezeichnet», lobt Luzia, «das hast du glänzend gemacht. Wir müssen das gar nicht länger proben. Du kannst das perfekt.» Aber er läßt die Hand nicht aus seinen beiden Händen und flüstert: «Du

Luzia, du bist mein Schatz! Dich frage ich in allem Ernst und mit all meiner Liebe. Du darfst mir nicht nein sagen.»

Das Mädchen tut so, als ob der Schreck durch alle ihre Glieder führe, legt ihren Kopf zurück und atmet tief. Sie hört, wie er weiterspricht: «Schon immer, die ganze Schulzeit und seither habe ich nur dich im Sinn und nur auf dich, mein Glück, gehofft. Luzia, sag mir jetzt nicht nein!»

Mit aller Kraft entwindet sie ihm ihre Hand. Legt ihm beide Hände auf die Brust, erhebt sich und zwingt ihn auf seinen Stuhl. Küßt ihn und spricht leise: «Ich sage dir nicht nein. Keinen Menschen habe ich so lieb wie dich, Heinrich. Aber ich kann dir auch nicht ja sagen. Mein Weg liegt noch im Dunkel vor mir. Schon oft wär ich gerne zu dir geflohen, in Bedrängnis und Not. Es darf keine Flucht sein. — Laß mir Zeit. Ich will dir sofort ein Zeichen geben, wenn die Entscheidung gefallen ist. Ich weiß nicht wann. Du bist frei und ich bin frei. Aber so viel will ich dir sagen, es steht kein Mann zwischen uns.»

Chum nimm, aber biiss mer nid i d'Finger.

Luzia löst sich aus seinen Armen, geht zurück zu ihrem Stuhl, setzt sich, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Hände an ihre roten Wangen geschmiegt und betrachtet den trübsinnig auf den Teppich starrenden Mann, der wie eine Jammergestalt zusammengesunken dasitzt. Sie greift nach dem Weinglas, hält es ihm lang schweigend hin und sagt dann mit ihrer weichen, wohllauten Stimme: «Nimm Heinrich, trinken wir auf unser Glück. Dann geh du heim! Damit wir beide nicht den Verstand verlieren.»

Von zwei verwundeten Herzen.

Seitdem von Altdorf guter Bericht gekommen war, hob wieder das Singen und Musizieren an. Trotz Baulärm und Verwüstung auf der Reckenmatt ging Oswald trällernd und beschwingt durch alle Räume seines schönen Hauses. Alle seine Sorgen schienen verflogen zu sein. Auch um die Finanzen kümmerte er sich nicht mit einem Gedanken. Er hatte mit seinem Sohn Wolfgang ausgemacht, daß er alle geschäftlichen Korrespondenzen in die Schublade der Kommode lege, und dort könne Wolfgang bei seinen häufigen Besuchen hineingreifen und Ordnung schaffen. — Jeden Morgen während der Schulzeit telefonierte Frau Dorothee mit der Schwester im Spital und erkundigte sich nach dem Befinden ihres Sohnes. — Sie war nicht erstaunt, daß die Verbindung eines Morgens fünf-, sechsmal nicht zustande kam. Gegen Mittag aber wollte der Bauführer telefonieren, versuchte verschiedene Rufnummern zu erreichen, vernahm aber nur immer das Besetztzeichen. Kurz entschlossen verlangte er den Stördienst und erhielt die Auskunft: «Ihr Apparat ist gesperrt, trotz allen Mahnungen wurde die Rechnung nicht bezahlt.» Auf diese Weise wurde offenbar, daß Oswald dann und wann geschäftliche Korrespondenzen in seine Taschen steckte und beim Kleiderwechsel vergaß, oder sie unter die Zeitungen und Musiknoten gleiten ließ. Frau Dorothee durchsuchte seitdem die Taschen ihres Mannes mit noch mehr Sorgfalt und ebenso genau die Papierstösse auf dem Künstlerpult.

An einem schulfreien Tag reiste Oswald wohlgemut ins Urnerland und freute sich darauf, mit seinem Sohn erstmals wieder ergiebig sprechen zu können. Er erkundigte sich bei der Pflegerin über den Fortschritt der Genesung und war glücklich über den guten Bericht.

Die Blässe war aus Ralphs Gesicht gewichen. Auch schienen seine Wangen schon wieder voller geworden zu sein. Seine Miene aber blieb finster.

Oswald brachte Grüße von daheim und versuchte, seinen Sohn aufzuheitern. «Mach keine langen Tänze, Vater, für Heucheleien bin ich kein dankbarer Abnehmer. Sei doch ehrlich und gib's zu, du wärest froh gewesen, wenn ich in der Versenkung verschwunden wäre.»

Der Mann auf dem Stuhl neben dem Bett, der die mitgebrachten Blumen noch in der Hand hielt, wurde grau im Gesicht. Mit Mühe und Not gelang es Oswald, sich zu beherrschen und in ruhigem Ton weiterzusprechen. Er konnte jedoch nicht vermeiden, diesem gehässigen Angriff eine ernste Mahnung entgegenzusetzen.

Ralph starrte ihn aus bösen Augen an und sagte hart: «Du weißt, ich kann mich nicht wehren, kann mich kaum bewegen. Das willst du jetzt ausnützen, um mir deine alten Sprüche an den Kopf zu werfen. Ich finde das gemein.» Der Vater senkte seinen Kopf, verkrampfte die Finger seiner Hände ineinander, rief Gott und alle Heiligen an, um Kraft zu bekommen, diese Worte zu verwinden. Lange würgte er und schluckte, bis er beruhigende und gütige Worte fand und sagte dann zuletzt: «Ich vermute, du legst keinen Wert darauf, daß wir uns bald wieder sehen.» Ralphs Blicke waren auf das Fenster gerichtet. Ohne den Kopf zu wenden, ohne einen Blick zum Vater hin, sagte er: «Auf alle Fälle solange nicht, bis wir uns gegenüberstehen können und ich wieder bei vollen Kräften bin.»

Nicht die Aussicht auf den blauen Urnersee, dessen Wellen silberne Kronen zierten. Nicht der Blick auf den Glanz der Gletscher und Berge. Nicht die Ruhe der sonnenübergossenen Landschaft und das Wiegen und Gleiten der weißen Segel im Wind vermochten den Schmerz im Herzen des tiefverwundeten Vaters zu lindern.

Auch im Verisbühl wurde ein Herz verwundet. Wie mit einer Pfeilspitze getroffen. Ein Brief aus der Stadt, mit zügiger Schrift an Heinrich adressiert, fand einen aufmerksamen Leser. Die Mutter hatte das Schreiben neben dessen Suppenteller gelegt, von wo er schleunigst in die Hosentasche verschwand.

Im Tenn, hinter dem Traktor wurde dann der Briefumschlag von einem Militärmesser aufgeschlitzt und das feine Papier entfaltet. Erstaunt und bewegt las er die kurzen Sätze: «Lieber Heinrich, Du Held der Treue, der Du mit erhobener Hand geschworen hast, alle deine Versprechen zu halten. Jetzt ist der Tag der Bewährung gekommen. Brich Deine Zelte ab auf Verisbühl. Geh als Knecht ins Ausland. Dein Vater hat, wie ich eben am Telefon vernommen habe, durch ein Begehren an den Gerichtspräsidenten erreicht, daß das Wasser aus unserer Quelle für die Reckenmatt gesperrt wird. Teile mir möglichst bald deine neue Adresse mit, falls ich Dir Neuigkeiten zu berichten habe. Herzliche Grüße. Luzia.»

Ein Häuschen am Waldrand.

So webt das Leben seine Fäden, grüne, blaue, schwarze, und dann wieder helle und fröhliche Farben.

An einem strahlenden Herbstmorgen fährt der rote Sportwagen mit der Zürchernummer vor das Haus in der Reckenmatt. In hellen langen Hosen, einem roten, zur Farbe des Wagens passenden Pullover und einem bunten Kopftuch steigt Wigi Goldberger aus, eilt ins Haus und sucht die Mutter. «Ich möchte Sie für einen Tag aus dem Baulärm in die freie, schöne Landschaft entführen. Das bringt Sie auf andere Gedanken und luftet das Herz aus. Kommen Sie mit.»

Überrascht und erschrocken wehrt sich Frau Dorothee, erwähnt ihre Pflichten, findet Ausflüchte und Bedenken und läßt doch in ihren Augen die Freude an diesem Ansinnen aufblitzen. Mit großzügigen

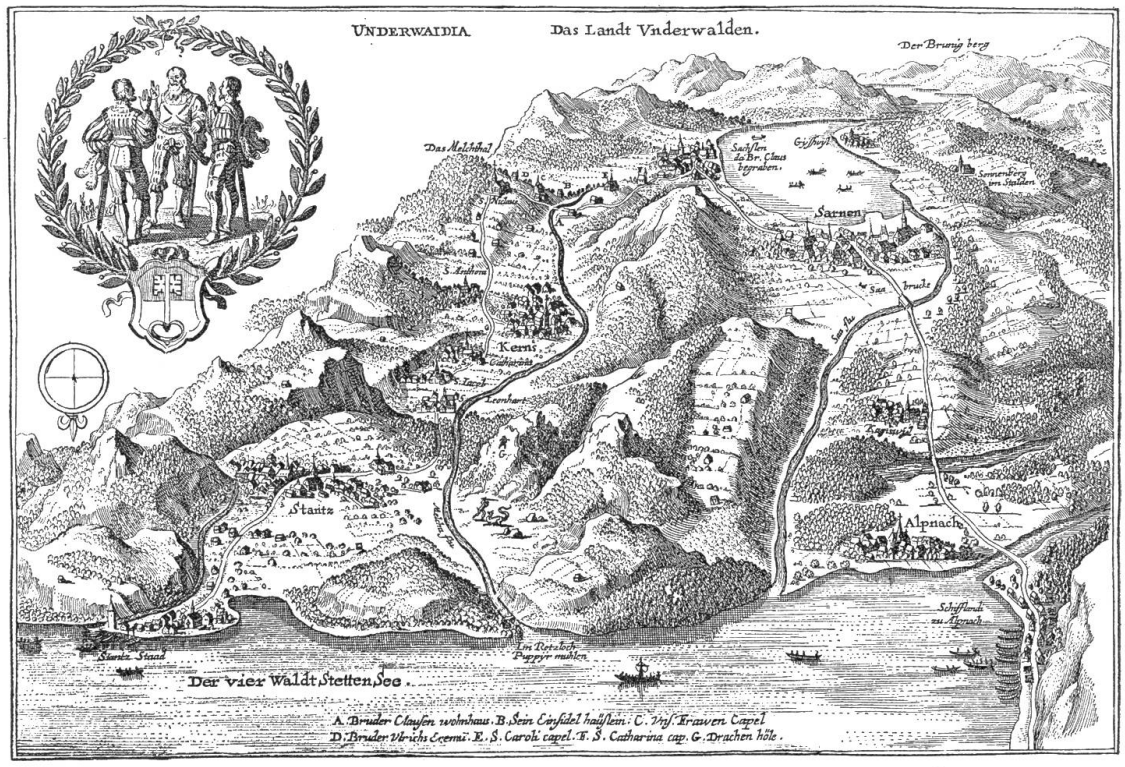
Handbewegungen verscheucht Wigi alle Einwürfe, greift ihr unter den Arm, führt sie in die Kammer, rät ihr, sich hübsch und autogemäß anzuziehen. Sie wolle unterdessen schnell ins Schulhaus fahren und den gestrengen Herrn Lehrer von ihrer Reise unterrichten.

Ei, ei, Frau Dorothee ist noch jung und wendig. Blitzartig entscheidet sie sich für das cremefarbige Jaquet-Kleid, die goldene Halskette und die sternförmige Brosche mit dem blauen Stein. Die Frisur will ihr in der Hast und Aufregung nicht gelingen. Wieder und wieder beginnt sie neu und wird von Wigi in wallenden Haaren überrascht.

«Vater ist einverstanden», ruft Wigi und klatscht in die Hände. «Ich habe ihm gesagt, das Mittagessen stehe bereit. Ich habe es mitgebracht. Ich brauche nur noch ein großes Papier, Teller und Besteck.» Schon ist sie wieder aus der Kammer verschwunden und malt in großen kunstvollen Buchstaben ein Plakat: «Lieber Schwiegervater in spe! Die Wurst ist gesotten, das Poulet-Bein ist schmackhaft kalt zu essen. Der Kartoffel- und Gurkensalat sind nach eigenem Rezept gewürzt. Guten Appetit! Der schwarze Kaffee ist in der elektrischen Kanne bereit. Nur anstecken! Nicht vergessen, Stecker nach Gebrauch ausziehen!!! Herzliche Grüße! Mutter und Wigi.»

«Nein, so ein Kunstplakat», staunt Frau Dorothee. «Das ist mein Beruf, Schriften und Figuren hübsch zu Papier zu bringen», lacht Wigi, «und nun, nichts wie los, ein herrlicher Tag ist uns geschenkt.»

Sie fahren zu Tal in das zauberige Herbstlicht hinein, an bunten Wäldern und alten Kirchen vorbei, dem See entlang, über Höhen und Hügel und in das Gewühl der großen Stadt. Frau Dorothee hat sich längst beruhigt, so sicher schmiegsam wird der Wagen gelenkt. «Ich habe auch für uns zwei ein Mittagessen mit, das essen wir auf der Terrasse von Vaters Weekend-Haus auf der Forch. Er ist in Geschäften verreist, er wird uns nicht stören», sagt



Die Karte von Unterwalden

Kupferstich aus Merian's Schweizer Topographie von 1642. Ansicht aus der Vogelschau mit der Schiffahrt auf dem See.

Wigi. «Es liegt am Waldrand, hat nur drei Räume, klein und nett. Vater hat es von einem Freund gekauft, weil er viel in Zürich zu tun hat und nicht gerne im Hotel schläft.»

Frau Dorothee möchte gerne mehr von ihrem Vater und ihrer Familie erfahren, aber sie frägt nicht. Sie will diesen Tag genießen und warten, ob Wigi mehr erzählen will. Durch das Gewirr des Verkehrs und den Berg hinauf bleibt Wigi stumm. Lenkt darnach ihren Wagen von der breiten Straße ab auf einen schmalen Weg, der durch den Wald führt. Sobald sie aus dem Dunkel der Tannen in den Sonnenschein kommen, ruft Wigi: «Ei verflixt! Jetzt ist die Mutter da. Ich sehe den Wagen vor dem Häuschen. Macht nichts, sie wird sich freuen, Ralphs liebe Mutter kennen zu lernen.»

Der Weg ist schmal und in der Mitte mit Gras bewachsen. Sie kommen näher und sehen in dem kleinen Gärtchen eine Frau in gestreiftem Kleid die verblühten Blumen auszupfen. Wigi läßt den Wagen stehen. Die letzten Schritte gehen sie zu Fuß und kommen ungeahnt um die Ecke des Hauses auf die Frau zu, die sich aufrichtet und erstaunt auf die zukommende Tochter schaut. Welch herzliche Begrüßung mit Umarmen und Küssen auf beide Wangen. Dann legt Wigi ihren Arm um Mutters Hals und sagt: «Ich habe dir Besuch mitgebracht, das ist Ralphs Mutter.» «Unsinn», ruft sie und schaut auf ihr Kleid und die dreckigen Schuhe, «mich so zu überrumpeln.» Dann hellt sich ihre Miene auf: «Freut mich», und reicht Frau Dorothee die Hand.

Nun werden die Blumen betrachtet, der kleine Garten mit den Legföhren. Frau Goldberger zieht die Schuhe aus, geht ins Häuschen. Das Zimmer, die Kammer, die Küche wird bewundert und bestaunt und wie alles so praktisch und sinnvoll eingerichtet ist.

«Ich habe nichts da. Ich will zum Mittagessen wieder daheim sein», entschuldigt sich Frau Goldberger, «Schnäpse kann ich offerieren, aber davon wird man nicht satt.» «Ich kann mit einem pickfeinen Menu aufwarten, Mama», brüstet sich Wigi und eilt davon.

Die beiden Frauen sitzen in Rohrstühlen und wechseln prüfende Blicke. Frau Goldberger, gewohnt mit Gästen Gespräche zu führen, beginnt: «Ihr Mann ist Komponist. Ralph hat uns mit Begeisterung seine Lieder vorgespielt und gesungen. Wir waren alle sehr entzückt, wirklich ganz reizvolle Melodien.» Frau Dorothee ist erstaunt und sagt bescheiden: «Ja, Oswald liebt die Musik, das ist sein Leben. Er kann mitten in der Nacht aufspringen, zu seinem Klavier hinaufeilen, um einen Einfall zu Papier zu bringen. Er sagt, er entrinne ihm auf Nimmerwiedersehen, wenn er ihn nicht sogleich festnagle.»

Wigi kommt mit Tasche und Paket, breitet ihre Einkünfte aus, sucht Teller und Platten hervor und bettelt: «Mama, du bleibst doch hier. Mußt bestimmt nicht hungern. Ich habe reichlich vorgesorgt. Ach, laß doch deinen Haushalt liegen und sei nett.» Zögernd und widerredend bleibt sie sitzen, erzählt von ihren Reisen, von ihren Pflichten und gewährt so Frau Dorothee Einblick in ihr Leben. Sobald aber aus der offenen Küchentüre ein feiner Duft herstörmt, wird sie neugierig, springt auf und hilft ihrer Tochter. Frau Dorothee hat nun Zeit, die Stube genau in Augenschein zu nehmen, auf den Vorplatz hinauszutreten, die prächtige Aussicht zu beschauen und zu sehen, wie die Stadt in diese liebliche Landschaft vordringt.

Das Essen bringt die drei Frauen in ein angeregtes Gespräch. Der Kaffee wird auf der Terrasse unter der Pergola eingenommen, wo die Sonne durch die vergilbten Blätter dringt und verschlungene Figuren und Schatten auf das Tischtuch und die Steinplatten wirft. Der Duft der Waldblume, die Abgeschiedenheit und wohltuende Harmonie der Umgebung beglückt die drei Frauen, die sich weit weg von allen Sorgen und ohne jede Beschwernis des Lebens fühlen.

Urplötzlich greift sich Frau Goldberger an den Kopf, starrt auf die Uhr, springt auf und sagt: «Himmel, ich bin auf drei

Uhr beim Coiffeur in der Stadt bestellt. Ich muß rasen.» Im Schwick ist sie im Häuschen verschwunden. Im Nu kommt sie in einem andern Kleid wieder heraus. Wigi muß ihren Wagen wegfahren. Unterdessen verabschieden sich die beiden Frauen freundlich und mit guten Wünschen.

Die verabredete Stunde beim Coiffeur ist den Frauen heilig. Den Besuch bei der besten Freundin und beim Zahnarzt können sie mit Leichtigkeit verschieben und vergessen, nur nicht den Haarkünstler. Wigi kommt zurück, holt zwei Liegestühle heraus und will Frau Dorothee zu einem Nickerchen einbetten. Aber das gelingt ihr nicht. Sobald sie Tellergeklirr vernimmt, ist sie alsogleich wieder auf den Beinen und hilft Wigi beim Abwaschen und Aufräumen.

Ein glücklicher Tag für Frau Dorothee, der in ihrer Erinnerung wie ein heller goldiger Rahmen um die Bitternis und Schwermut immer fortleben wird.

«Mutter, ich habe dir Besuch gebracht!»

Ein endgültiger Abschied.

Schon bald fegen die Novemberstürme über Wald und Land, pfeifen in den Ritzen, heulen in den Kaminen, wirbeln und jagen den Staub in die Luft, bringen Kälte, Frost und Schnee.

Oswald hat seinem Sohn vor dem Austritt aus dem Spital geschrieben und ihn beschwörend eingeladen, einige Wochen heimzukommen, bis er wieder gut und sicher laufen könne. Auf der Reckenmatt sei es nun wieder ruhiger geworden. Das Schreiben, das ihn viele mühselige Stunden gekostet hatte, blieb ohne Antwort.

Drei Wochen vor Weihnachten kam ein Brief mit der folgenden Anzeige: «Wir wurden am 2. Dezember vor dem Standesamt in Zürich getraut. Eine Feier fand nicht statt. Wir wohnen vorläufig im Weekend-Haus auf der Forch. Hochzeitsreise erfolgt erst nach dem Doktorat. Ralph und Wigi.»

Seit diesem Schreiben ist auch Wigi nie mehr erschienen. Von Ralph vernehmen sie nur, wenn sie auf einen Artikel von ihm in einer Zeitschrift oder in einem Magazin aufmerksam gemacht werden, oder wenn von ihm in einer Zeitung die Rede ist. Immer sind es aufrührerische Ideen, Anklagen an die bestehenden Verhältnisse, scharfe Kritiken an verdienten Persönlichkeiten.

Auch Luzia hat ihren Versuch zur Versöhnung aufgegeben. Sie ist im Herbst wieder ins Gymnasium eingetreten, hat ihr Zimmer beim Großonkel wieder mit Büchern und Heften angefüllt. Allerdings

mit der Ruhe am Abend und in der Nacht ist es vorbei.

Die Herzbeschwerden des alten Mannes rufen sie fast jede Nacht aus dem Bett. Auch fällt es ihr schwer, nach dem turbulenten Jahr bei den Pferden und Tieren den Anschluß an die vielen Fächer wieder zu finden. Müde geht sie morgens zur Schule und die frische Farbe ist aus ihrem Gesicht gewichen.

«Bleib doch liegen», sagt der Großonkel zu ihr, wenn sie nachts an sein Bett kommt, «es geht vorüber. Du brauchst den Schlaf nötiger als ich.» «Sei jetzt still, Großonkel, dein Puls ist nicht gut», flüstert sie ihm zu. «Nimm jetzt deine Medizin. Ich will dir das Fenster aufmachen und eine Weile bei dir bleiben. Ich kann in diesem bequemen Stuhl auch ausruhen.» Der alte Mann gehorcht nicht gern und beginnt wieder zu reden: «Was liegt schon an mir. So ein alter Kracher! Aber du bist jung, hast das ganze Leben vor dir. Ich weiß, einmal ist das Ende da. Die Krämpfe werden mich erwürgen.» «Sei jetzt ruhig», mahnt das Mädchen, «so kannst nicht einschlummern, wenn in solchen Gedanken herumwühlst und redest.» Nicht lange werden ihre Zusprüche befolgt.

«Luzia, du liebes Kind, du mußt keine Angst haben. Alles bleibt beisammen. Meine Wohnung ist das ganze Jahr zum voraus bezahlt. Wenn ich dir zuviel Arbeit mache und ins Pflegeheim muß, bleibst du hier, damit ich dich in der Nähe weiß. Kommst dann zu mir auf Besuch. Aber ich glaube, ich muß nicht mehr fort.» Luzia nimmt ihm den Schweiß von der Stirne, kühlt ihm das Gesicht mit einem feinen Tüchlein und Kirsch und sagt lieb, aber ganz bestimmt zu ihm: «Wenn du mir nicht gehorchen willst und ruhig bleiben, dann muß ich dir eine Pflegerin bestellen, eine große, dicke, mit rabauziger Stimme, mit Händen wie Backofenschaufeln. Die drückt dich dann sofort in die Matratzen, bis du nicht mehr die großen Zehen bewegen kannst.»

Solche Gespräche waren nicht selten. Aber einmal mußte Luzia mitten in der Nacht den Pfarrer holen und den Arzt. Für einige Stunden noch wich die Schwäche und flackerte das Leben auf, dann erlosch es in einem sanften Schlaf.

Hilflos und von tiefem Schmerz durchwühlt, stand Luzia bei dem toten, lieben Freund. Von dem jähen Ende erschlagen. Sie trat ans Bett, zeichnete ihm mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirne, befühlte seine eingefallenen Wangen, die erkaltenden, erstarrenden Finger und wollte das längst Befürchtete nicht wahr haben.

Wie gelähmt, kaum einer Bewegung fähig, blieb sie bei ihm, während der Sturmwind an die Fenster peitschte und der Lärm der Straße hereindrang. Dann endlich erinnerte sie sich daran, was ihr die Mutter aufgetragen hatte. Ging hinüber in die Stube, wo noch seine Hausjacke an der Stuhllehne hing, suchte die Nummern und begann zu telefonieren.

Bald darnach drang die Öffentlichkeit in das stille Zimmer. Arzt und der Mann vom Bestattungsamt und die Verwandten strömten herbei. Frauen, die Luzia nie gesehen hatte, weinten und schluchzten und musterten die Möbel und Teppiche, kühlten ihren Schmerz mit Getränken und durchforschten Schrank und Schrein.

Bei der Beerdigung umstanden eine Schar von Unbekannten das Grab. Luzia floh aus dem Friedhof. Zu oft schon hatte sie in heuchlerisch schmerzverzehrte Gesichter hinein die vielen Fragen beantwortet und von dem stillen Sterben berichtet.

Dem Leichenschmaus blieb sie fern. Sie schritt wie im Traum zwischen der verlassenen Wohnung und der Schule hin und her. Wußte nicht, wann und wo die Testamentseröffnung stattfand. In einem amtlichen Schreiben wurde ihr mitgeteilt, daß sie das Wohnrecht bis Mitte September des nächsten Jahres innehabe und daß sie als Haupterbin unterschriftlich innert 10 Tagen bestätigen müsse, ob sie die Erbschaft antreten und für die Erbschaftssteuer aufkommen wolle.

Die Entrüstung unter den näheren Verwandten sorgte dafür, daß in der ganzen Umgebung und daheim im Dorf das Gerede über dieses Testament hohe Wogen warf.

Die Heimkehr.

Im Haus auf dem Verisbühl war die Stimmung seit längerer Zeit nicht eben rosig. Seitdem Heinrich, entgegen der Verordnung des Gerichtspräsidenten, das Wasser aus der Quelle mit eigener Hand wieder der Reckenmatt zugeleitet hatte, war die Spannung zwischen Vater und Sohn deutlich fühlbar. Nun plagte und bedrückte Heinrich die Nachricht von der immensen Erbschaft.

In seinem Kopf brummte und summte ein Wespennest. Vor seinen Augen schwebte das Bild Luzias, wie sie in ihrem schwarzen Kleid, schlank und geknickt am Grabe ihres Großonkels stand, bleich und elend. Am Tag und im Traum suchte er nach einer Möglichkeit, ihr beizustehen und zu helfen. Schon zweimal war er mit dem Auto in die Stadt gefahren und hatte sie vergeblich gesucht. Sie blieb seinen Blicken verborgen.

Seine Mutter, die im Stillen, wenn auch nur heimlich und zaghaft, eine winzige Hoffnung auf Luzia genährt hatte, redete immer wieder mit ihrem Sohn und versuchte, ihn aufzurichten. Manchmal auch verlor sie die Geduld.

Schon trieben die Knospen an den Zweigen des Apfelbaums vor den Küchenfenstern. Der erste, warme Sonntag lockte die Spaziergänger auf die Straße und den Erdgeruch aus dem erwärmten Boden. Heinrich saß in der Stube und quälte sich mit Schreibarbeit. Die Mutter setzte sich mit einem Buch an den Tisch, blätterte und schaute immer wieder auf. «Du solltest an einem solchen Tag nicht daheimsitzen und Trübsal blasen. Du mußt unter die Leute gehen. Vertust deine besten Jahre mit Träumen. Meine Schmerzen werden immer ärger, lange kann ich all dies nicht mehr aushalten.»

Heinrich sah über die Schulter zu ihr hinüber und meinte: «Du sollst aber auch einmal zu einem tüchtigen Arzt gehen, zu einem Spezialisten. Du weißt doch, daß die Mittel vom Quacksalber nicht mehr helfen. Sei doch so gut und schone dich.»

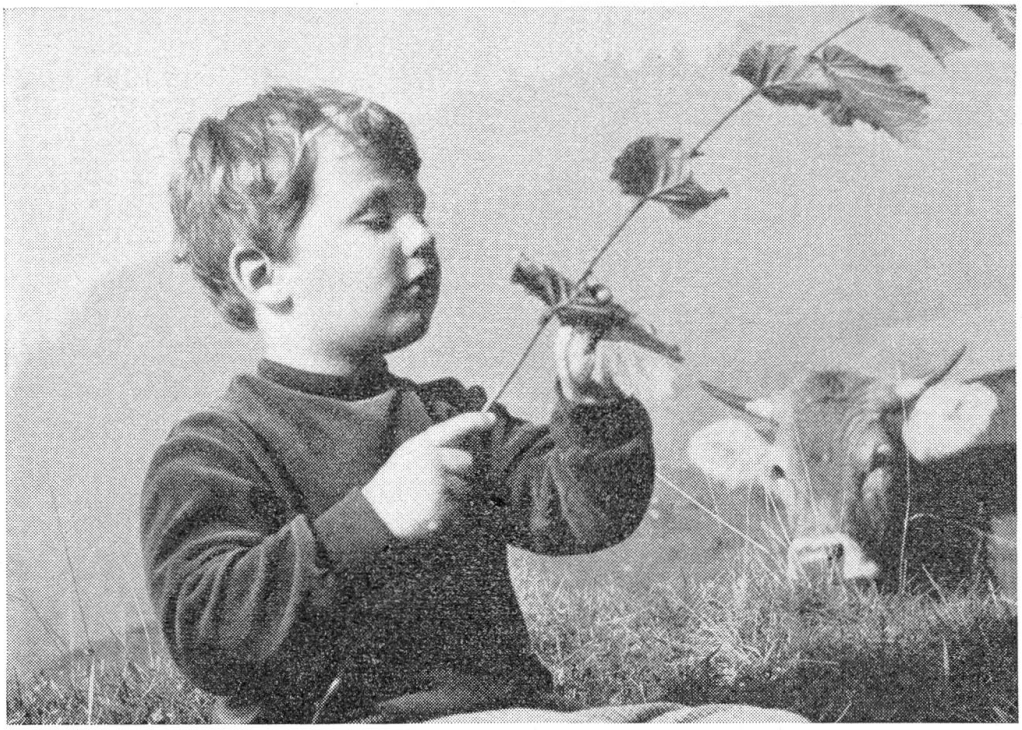


Foto Franz von Matt

Auch Dominik befaßt sich mit dem Naturschutzjahr

Nach einer Weile fängt sie wieder mit reden an: «Ich kann dich gut verstehen, Heiri, aber nach so langer Zeit dürfte doch auch wieder einmal ein Fünklein Verstand in deinem Kopf aufleuchten. Auch ich habe die Luzia gern. Aber jetzt ist deine Hoffnung endgültig zunichte geworden. Was glaubst du denn, sie will sich mit solcher Arbeit abrackern und das noch in einer Zeit, da es uns Bauern nicht eben gut geht. Sie braucht ja überhaupt nichts zu tun. Mit dem vielen Geld, das sie bekommen hat, kann sie aus den Zinsen leben und flott leben. Hat ohnehin das Studieren im Kopf. Ja flink ist sie und zugriffig, hat die wüsteste Arbeit nie gescheut. Aber ob sie mit dem vielen Zeugs im Kopf eine gute Bauersfrau wird, das ist bei weitem nicht gewiß. Unsere Margreth will heiraten, ob der Arnold daheim bleibt, weiß kein Mensch und Vreneli will nicht mehr aus ihrer Stelle in der Stadt zurück. Ich weiß nicht, wohin du denkst. Stehst plötzlich allein da. Knecht und Magd sind schwer zu bekommen und kosten ein unsinniges Heidengeld.»

«Liebe Mutter», sagte Heinrich, «auch ich weiß nicht, wohin ich denken soll.» Aber über allem menschlichen Sinnen und Sorgen, über den Plänen und Wünschen der Menschen wacht Gottes unerforschliche Vorsehung, leitet und lenkt seine Kraft und Weisheit die Geschicke.

Neue Häuser wurden auf der Reckenmatt gebaut. Frohes Singen klang aus den Fenstern von Oswalds Schreibstube und aus dem großen Saal im Dorf, wo die Aufführungen der Singbuben stattfanden. Der Sommer legte seine Hitze auf die neuen Dächer und brachte die angepflanzten Gärten zur Entfaltung einer bunten Pracht. Kühle Luft und leichter Nebel kündeten den Herbst. Die Wälder zeigten sich in ihrem Festgewand. Heftige Winde rissen die Blätter von den Ästen.

Zu dieser Zeit fuhr der rote Sportwagen auf die Reckenmatt. Mit Brausen und Kreischen kam er an. Ralph stieg aus, schlug die Türe heftig zu und ging in kurzen Sprüngen ins Haus. «Mutter, Vater», rief er und noch einmal. Dann wankte er in die Stube. Bleich und übernächtig, sank auf einen Stuhl und faßte seinen Kopf mit beiden Händen. «Ruedi», rief die Mutter, «du bist da? Welch ein Glück! Aber wie siehst du aus!» Und schon sah sie, wie aus des Sohnes Augen Tropfen auf den Tisch fielen und wie ihn das Weinen schüttelte. Vaters eilige Schritte kamen näher und herein. «Allmächtiger Gott», stöhnte er in seinem Schrecken, «was ist geschehen? Ein Unglück?»

Die Tränen rannen über Ralphs Gesicht, da er sich aufrichtete und zu Vater und Mutter hinschaute, ein Bild der Schmerzen, der Qual, der Verzweiflung und Erschöpfung. «Gottes Hand hat mich erreicht. Er ist stärker. Ich weiß mir keinen Rat.» Diese Worte brachen aus ihm hervor. Das Elend würgte ihm die Kehle zu. Mutters Hand legte sich auf des Sohnes harte Faust, die auf dem Tisch lag, und sie begann zu sprechen: «Laß den Tränen ihren Lauf. So kannst du ja nicht reden. Ich hole dir eine Stärkung. Gütiger Gott, was kann dich so getroffen haben?» Der Sohn legte seine andere Hand auf Mutters Arm und sagte: «Meine Frau ist verblutet ... bei der Geburt. Niemand konnte helfen ... Sie ist in meinen Armen gestorben ...» Jäher Schrekken erfüllte die Stube. «Gnad dir Gott, Ralph», flüsterte der Vater, «das Schrecklichste, das dich treffen konnte. Du armer Sohn!» «Und das Kind?» fragte die Mutter mit bebender Stimme. «Es lebt», sagte Ralph tonlos, «ist ein Bub.»

Da er sich endlich beruhigen konnte, die Mutter mit aller Feinfühligkeit und Liebe für ihn sorgte, und da er wieder seiner Stimme mächtig war, begann er zu reden: «Du weißt, Vater, ich mache nicht viele Worte. Aber jetzt muß ich euch sagen, mir ist mein Unrecht bewußt geworden. Ich habe Wigi das Versprechen gegeben, da sie kaum mehr die Kraft hatte zu reden. Wir haben alle Hilfen und alle ärztliche Kunst erschöpft. Wen sollte ich noch um Beistand bitten. Ich habe zu Gott gebetet und gefleht. Er hat sie mir doch genommen. Aber ich habe ihn in diesen Augenblicken erkannt und habe erfahren, daß er der Allmächtige ist.»

Luzia war vor den Eltern in Zürich angekommen. Sie wollte den Kranz und die Blumen auswählen und ging dann zu Fuß hinauf in die Klinik. Zuerst in die Kinderabteilung, konnte durch eine breite Fensterwand die vielen Bettchen sehen und fragte nach Ralphs kleinem Sohn. Eine Schwester brachte das Kind an die verglaste Durchsicht.

Beide Händchen vor dem Gesicht, lag der Bub mit seinen dunkeln Haaren da. Ein Stupsnäschen zwischen faltiger Haut. «Ein gesunder, kräftiger Bub», sagte die Schwester, «schauen Sie, was der für einen Kopf hat.» Dabei drehte und wendete sie den kleinen Körper und faßte ihm unters Kinn. Jetzt öffnete er die zarten Lider und schaute zu Luzia auf. «Ei, wie schön», bewunderte Luzia, «Wigis blaue Augen!» Sie fühlte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen, schaute lange stumm auf das Kind. Dann dankte sie und wendete sich ab.

Im Totenzimmer trafen sich Oswald und Herr Goldberger zum ersten Mal. Der Vater der Verstorbenen kam auf einen Wink seiner Frau herzu und bot ihnen die Hand. In seinem strengen Gesicht hatten Leid und Schmerz den Zorn überwunden. In schwarzem Anzug und aufrechter Haltung stand er neben dem Sarg und bestand den schweren Kampf in seiner Brust.

Seine Frau konnte der Trauer und dem Elend nicht Herr werden. Hemmungslos überließ sie sich dem bitteren Jammer.

Fremde Leute traten in die Totenkammer. Herr Goldberger führte seine Gemahlin, eine hilflose, erbarmungswürdige Gestalt hinaus. Luzia trat hervor, schaute auf das bleiche Gesicht der jungen Toten hernieder, das mit geschlossenen Augen den Anblick ruhigen Friedens bot und begann leise mit ihr zu reden. Kein Laut war zu vernehmen, nur ihre Lippen bewegten sich. Ein langes, heimliches Gespräch hielt sie dort fest, bis sie sich, wie nach einem innigen Gebet, bekreuzte und zu ihren Eltern zurücktrat. Dann trat Ralph schwankenden Schrittes ein und bald auch die Träger. Der Sarg wurde geschlossen.

Die Mutter hielt ihres Sohnes Hand und sprach:
«Gütiger Gott, was kann dich so tief getroffen haben?»

Von einem stillen Gelöbnis.

Nach wenigen Tagen kam Luzia mit Koffer, Taschen und Mantel auf die Rekkenmatt, begrüßte die Mutter, wirbelte im Haus umher, rief die Stiege hinauf: «Vater, ich bin da! Herbstferien!» Kaum je wurde das Klavierspiel so schnell unterbrochen und erschien Oswald in seiner ganzen Größe auf der Treppe, «Ei, schau da, die Luzia. Das ist jetzt eine Freude. Du kommst uns wie ein Geschenk.»

Herzlich begrüßte er seine Tochter, und sagte: «Mutter und ich, wir können das Leid und die Trauer nicht aus dem Haus und den Herzen bannen. Du wirst uns helfen.» «Ich habe eine Neuigkeit. Mutter, du wirst jauchzen, und Vater wird auf den Kopf stehen und wird wie ein indischer Fakir stehen bleiben stundenlang. Aber zuerst wird gekocht, gebraten und serviert. Und dann, wenn aufgeräumt und abgewaschen ist, dann wollen wir zusammensitzen, weil ich euch dann ein Wunder erzähle.»

Mit allen Fragen, mit Bestürmen und Drohen war Luzia nicht zu bewegen, auch nur eine Andeutung zu machen, auch nur einen winzigen Zipfel von diesem Wunder preiszugeben. Oswald ging in seine Schreibstube hinauf, setzte sich an die Arbeit, dann wieder ans Klavier, kam jede Viertelstunde um zu fragen, ob bald angerichtet sei. Stieg dann wieder ungern und unlustig die Treppe empor, nahm Bücher und Hefte hervor und bezähmte mit wenig Erfolg seine Neugier.

Luzia holte das feinste Geschirr aus dem Buffet, rieb Teller und Gläser aus, entfaltete ein kostbares Tischtuch, holte Blumen im Garten und stellte sie in geschliffene Vasen. Die Mutter jammerte, sie habe nur ein einfaches Essen, ja ein ganz bescheidenes Mahl, das sei nun doch nicht passend für diesen festlich gedeckten Tisch.

Wohl kaum einmal wurde auf der Rekkenmatt aus Porzellan und Kristallschüsseln so eilig und geschwind gegessen, ja, der Braten und die Bohnen geradezu verschlungen.

Auf dem Tisch standen die Tassen für den schwarzen Kaffee schon bereit. Da diese zurecht gerückt und gefüllt, das kleine Kännchen mit dem Kirsch ringsum geboten war, sprach der Vater sein Machtwort: «Jetzt ist aber genug der Warterei! Meint ihr, ich sei noch dazu aufgelegt, geduldig dazusitzen, bis mit Schwatz und Tratsch alles hübsch gewaschen und versorgt ist. Mir platzt der Kragen. Jetzt fang endlich an.» Freilich mußte er sich noch gedulden, bis Teller und Platten abgeräumt waren. Auch mußte er noch in den Keller hinuntersteigen, um eine Flasche Wein zu holen.

Endlich trat Ruhe ein. Vater saß in seinem hohen Lehnstuhl, rechts von ihm Frau Dorothee und links, mit dem Blick auf alle Fenster, seine Tochter Luzia. Die nun endlich und feierlich zu reden begann: «Du bist ein Bauernsohn, Vater, du wirst mich verstehen. Aus Grund und Boden wächst ein starkes Geschlecht. Wir haben in der letzten Zeit bitter und ernst erfahren, wie die Welt krank ist, und wie von allen Seiten Verwirrung und Aufruhr auf uns zukommen. Ich will zurück an die Quelle. Die Quelle der Kraft und der Heimattreue. Ich will nun fragen, wie ihr euch zu meinen Plänen stellt. Ich habe ein wenig in die Welt und in die Schulbücher hineingeschaut und habe nicht ohne Anteilnahme Ralphs böse Zeit miterlebt. In der Totenkammer in Zürich habe ich mit Wigi ausgemacht, ich werde seinen herzigen kleinen Bub heimnehmen und ihm, solange es geht, eine gute Mutter sein. Er soll aber nicht allein aufwachsen, nicht in den Gassen einer Stadt, sondern in einer kinderreichen Familie in der gesunden Luft der freien Landschaft. Ich will auch, daß er, wenigstens stellvertretend, einen Vater über sich hat, auch Großvater und Großmutter in der Nähe. Darum bitte ich euch, dem Heinrich im Verisbühl Bericht zu geben, er solle heute nachmittag herüberkommen. Ich will ihn dann fragen, ob er einverstanden ist.»

Frau Dorothee hatte schon längst ihr Nastüchlein hervorgezogen und war damit im Gesicht herumgefahren. Weit zurückgelehnt, mit gespannter Miene, hatte der Vater zugehört. Jetzt schlug er seine Faust auf den Tisch und sagte: «Luzia, was du in deinem Köpfchen ausgedacht hast, das ist gut und edel und wäre uns gewiß recht. Aber, Potz Blitz, eine Tochter wie du braucht sich doch nicht einem Mann an den Hals zu werfen. Und was ist denn mit deinem Studium?»

Lachend schaut sie ihn an. «Lieber Vater, genau das habe ich von dir erwartet. Seit Adam und Eva, oder mindestens bald nachher, wirbt der Jüngling um die Toch-

ter. Aber in meinem ganz besonderen Fall hat Heinrich schon seit Jahren um mich geworben. Allermindestens drei Heiratsanträge hat er mir vor die Füße gelegt. Den einen beim Bänkli vor unserer Scheune, den andern auf der Alp und den dritten in Großonkels Stube. Er weiß nur nicht, daß ich ein Kind in die Ehe bringe, Ralphs Bub.»

Ängstlich wagt die Mutter zu fragen: «Und wenn Goldbergers ihren Anspruch geltend machen? Und was sagt Ralph dazu?» Mit einem lieben Blick wendet sich Luzia ihrer Mutter zu. «Frau Goldberger meint, wenn du mich anlernst und über dem Kleinen wachst, dann habe sie volles Vertrauen! Mit Ruedi habe ich auch gesprochen. Er möchte am liebsten heimkommen, bis er seine Dissertation geschrieben hat und hätte auch gern seinen kleinen Sohn in der Nähe.»

«Was soll nun», fragte der Vater noch einmal, «was soll mit der Schule geschehen?» «Auch daran habe ich gedacht. Ich bin beim Rektor gewesen, habe ihm die ganze Geschichte dargelegt. Er entläßt mich. Meine Koffern sind auf dem Weg hieher.»

Was blieb dem Vater übrig als zuzuschauen, wie die Mutter ihre Tochter umhalste, im Tanzschritt umherlief und aussah, als ob sie zehn Jahre jünger geworden wäre oder noch mehr. Er überließ es ihr auch, ins Nachbarheimen hinüber zu telefonieren und Heinrich einzuladen. Hörte lachend zu, wie sie ihm einschärfte, er solle ja nicht in den Stallhosen kommen.

* * *

Nicht nur fein angezogen, auch tadellos rasiert kam Heinrich, das Gesicht voller Fragezeichen auf die Reckenmatt zu, wurde von der Mutter mit einer ungewohnten Feierlichkeit in die Stube geführt und gebeten, einen kurzen Moment zu warten.

«Ein gesunder, kräftiger Bub», sagte die Schwester.

Der junge Mann war darauf gefaßt, der Herr Lehrer wolle ihn sprechen. Er überdachte klopfenden Herzens, ob wohl sein Vater das Wasserrecht neuerdings bestritten habe.

Seine Ängste zerstoben und verflogen, da Luzia hereinkam und sorgfältig die Türe hinter sich zumachte, leichten Schrittes auf ihn zukam und ihm beide Hände entgegenstreckte.

«Luzia, bist du da?» frägt er erstaunt. «Ja, und ich bleibe da, oder wenigstens in der Nähe», sagt sie keck. Er steht vor ihr, legt seine Hände auf ihre Schultern und zweifelt: «Jetzt weiß ich nicht. Bist du krank und mußt dich erholen. Jetzt ist doch Schulzeit.» Das Mädchen ladet ihn zum Sitzen ein und sagt: «Ich glaube, stehend kannst du soviel nicht ertragen, Heinrich.

Komm, wir wollen gemütlich miteinander plaudern.»

Die Miene Luzias verrät einen gewissen Ernst, und doch geistert der Schalk in ihren Augen. Sie beginnt: «Heinrich, ich habe dir gesagt, wir müssen warten. Jetzt ist die Entscheidung gefallen.» Schon wieder springt er von seinem Stuhl auf und ergreift ihre beiden Hände. «Bleib ruhig sitzen», fährt sie fort, «ich habe mich entschieden, aber so, wie du es dir nicht ausdenken kannst. Ich habe dir versprochen, ich will dir zuerst ein Zeichen geben. Nun habe ich aber voraus mit Vater und Mutter gesprochen. Ich komme zu dir und will dir eine gute und liebe Frau sein, aber . . .» Jetzt kann sich Heinrich nicht mehr in der Gewalt halten. Er nimmt des Mädchens Kopf in seine beiden Hände. Sie kann nicht ein einziges Wort über die Lippen bringen, weil sie so stürmisch von den seinen verschlossen werden. Ja, wenn Luzia nicht stark und kräftig wäre, würde sie in diesen Armen zerbrechen.

Da sie endlich wieder zu Atem kommt und ihre Haare aus dem Gesicht streichen kann, erhebt sie die Hand und spricht: «Ich komme nicht allein. Ich nehme Ruedis kleinen Sohn mit und habe seiner Mutter im Sarg versprochen, ich will ihn wie einen eignen lieb haben.»

Der junge Mann hört diese Worte, versucht sie zu verstehen und frägt: «Und du kannst . . . wir können ihn behalten?» «Wie lange, weiß ich nicht. So wie es jetzt ist, wohl für viele Jahre», sagt Luzia und schaut voll Freude in sein liebes Gesicht.

So viel wäre noch zu berichten von diesem Tag, der von Wonne und Glück überschäumen wollte. Von der Mutter, die den beiden Brautleuten aus ganzem Herzen Glück wünschte. Vom Vater, der sie in seine Schreibstube hinaufnahm und ihnen seine schönsten Lieder sang, während Frau Dorothee den Tisch für ein köstliches Nachtmahl zurichtete. Vom Verekund, der seinen Sohn ans Telefon rufen ließ und mit rauher Stimme fragte, ob er das Melken vergessen habe. Die Milch müsse zur Bahn. Und von der übermütigen Antwort, die er erhielt. Vom Festessen mit Gläserklang und frohem Vertrautsein.

Und wie beim Eindunkeln Luzia und Heinrich Arm in Arm an den neuen Häusern vorbei, über den Bach und in das Haus auf Verisbühl hinüber wanderten, dann und wann für einen Kuß stehen blieben und keine Eile zeigten. Wie er seine Braut in die Stube brachte, wo die Mutter am Tisch Leintücher flickte und Margreth mit rotglühenden Backen einen Liebesbrief schrieb. Wie Heinrich stolz und überglücklich seine zukünftige Frau vorstellte. Das Leintuch und das Briefbögli im Hui vom Tisch gewischt wurden und die Mutter, ihrer Schmerzen nicht achtend, auf die beiden zustürmte. Wie Verekund aus dem Bett kroch und schlaftrunken in seine Hosen schlüpfte. Vreneli herunterkam um zu vernehmen, warum in der Stube so laut geredet und so viel gelacht wurde. Und wie das junge Paar vor lauter Glückwünschen so lange warten mußte, bis sie endlich allein und selig sein konnten.